

FORUM

MAGAZIN DER KATHOLISCHEN KIRCHE IM KANTON ZÜRICH

8. November – 5. Dezember 2025 | Ausgabe 11

Mystik

Jede Religion hat eine mystische Dimension.
Und oft findet der interreligiöse Dialog
darin eine gemeinsame Sprache.

Seite 4

11 — Mystische Erfahrung

Philosoph Luca di Blasi erkennt ein
Gegengewicht zur Reizüberflutung.

16 — Kursbuch Lesen

Bähnler Benedikt Weibel
erklärt seine Leidenschaft für Bücher.

22 — Offen zu Jesus stehen

Tobias Haberl lädt dazu ein, über den
eigenen Glauben zu sprechen.

4 – Im Diesseitigen das Jenseitige erfahren

Vier Religionen und vier Wege, die zur Erfahrung göttlicher Nähe oder einer tieferen Wahrheit führen.

11 – «Mystik lässt sich schwer in Worte fassen»

Interview mit dem Philosophen Luca di Blasi

14 – Zwölf Serien

Geschichten für lange Winterabende

15 – Widmer & Binotto fragen sich

Müssen wir Geheimnisse haben?

16 – Kursbuch Lesen

Der ehemalige Bahnchef Benedikt Weibel über seine Leidenschaft für Bücher.

20 – Leserbrief

21 – Grosse Fragen – kurze Antworten

Nelio Biedermann, Schriftsteller

Kleines Glück

Ausstellung «Einfach Zürich»

22 – Kommentar

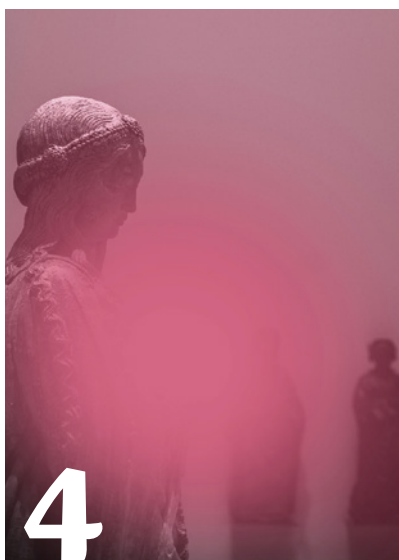
Tobias Haberl über das Bekenntnis zu Jesus

23 – Unter Bäumen

Die Edelkastanie

24 – Gott entsteht zwischen Menschen

Klaas Hendrikse



26 – Forum im Dialog

Reaktionen auf einen Beitrag zu Papst Leo XIII.

27 – Spuren

Aufgenommen von Christoph Wider

30 – Glauben heute

Mystik ist das Abenteuer der Gottesnähe

30 – Anno Domini

1801: Säkularisation

31 – Erstaunliche Lebenskraft

Désiré Bene, Sakristan in St. Peter und Paul Zürich

32 – 360 Grad

Auf dem Kirchturm von St. Margarethen in Wald

33 – Unsere Sprache: Polnisch

Margrit Milczuk, Seelsorgerin und Sekretärin, Polenmission

Spezialseelsorge

Bruno Willi, Leiter HIV-Aidsseelsorge

34 – Aus den Pfarreien

[Termine und Informationen im Überblick](#)

50 – Tipps der Redaktion

Adventskalender

51 – Kino unter Leuten

«Sorda» von Eva Libertad

Redaktionsschluss: 20.10.2025

Bildnachweis Cover:

Miriam Bossard / Gen Atem

FORUM Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Erscheint 12 Mal im Jahr. 70. Jahrgang. ISSN 1420-2212

Herausgeberin Stiftung Forum – Pfarrblatt der katholischen Kirche im Kanton Zürich

Präsidium Andreas Rellstab **Geschäftsführung** Eveline Husmann

Anschrift Zeltweg 48, 8032 Zürich, www.forum-magazin.ch

Sekretariat Rita Grob, Tanja Gut, sekretariat@forum-magazin.ch
044 555 70 10, Dienstag und Donnerstag

Redaktionsleitung Thomas Binotto (bit), Veronika Jehle (vej)
redaktion@forum-magazin.ch

Redaktion Beatrix Ledergerber-Baumer (bl), Eva Meienberg (eme),
Christoph Wider (Bildredaktion), Angelika Dobner (Gestaltung)

Grafikkonzept Andrea Müller, Agentur Panda & Pinguin

Vignetten Niels Blaesi

Pfarreiseiten Inhalt und Gestaltung verantwortet die jeweilige Pfarrei.

Adressänderung Kanton Zürich: beim Pfarramt Ihres Stadtquartiers bzw. Wohnortes (Adresse siehe jeweilige Pfarreiseite),
Nur Stadt Winterthur: mitgliederverwaltung@kath-winterthur.ch

Bezahl- und Geschenkabos Jahresabo Inland Fr. 38.–, Ausland Fr. 77.–,
Aboservice: 044 555 70 10, sekretariat@forum-magazin.ch

Inserate KünzlerBachmann Verlag AG

Ursula Notz Maurer, u.notz@kueba.ch, 071 314 04 74

Druck AVD GOLDACH AG, 9403 Goldach, www.avd.ch
Das FORUM wird auf FSC-zertifiziertem Papier gedruckt.



Liebe Leserinnen und Leser

«Du bist umhüllt von Weihrauch, frühmorgens in der halbdunklen Klosterkirche. Und plötzlich kommt so ein Moment – puff – und du verschwindest. Du siehst nichts mehr und hörst nichts mehr und fühlst dich in einer andern Welt.» Das hat Yordan Pashev auf dem Berg Athos erlebt. Die Augen des bulgarisch-orthodoxen Zürcher Priesters leuchten bei dieser Erinnerung. Solche unmittelbaren «Erfahrungen des Göttlichen», wie der verstorbene Zürcher Mystikforscher Alois Maria Haas es nannte, erleben Menschen in allen Religionen und zu allen Zeiten. Was sie alle verbindet: sie sind nicht willentlich «herstellbar». Der Basler Peter Cunz, Scheich im Orden der Tanzenden Derwische, weiss: «Grosse Aha-Erlebnisse sind schön, aber «Nebenwirkungen»»

Willkommen im «zVisite», das sich diesmal ganz dem Thema Mystik verschrieben hat. «zVisite» ist eine Gemeinschaftsproduktion katholischer, reformierter und christ-katholischer Kirchenblätter, des jüdischen Wochenmagazins «tachles» und Mitgliedern der muslimischen und hinduistischen Glaubensgemeinschaften in der Schweiz. Ich durfte für die Forum-Redaktion dabei sein. Zusammen haben wir Menschen gesucht, die solche mystischen Momente erleben. Wir haben nach Wegen gefragt, die verschiedene Religionen als mögliche Türen in diese «andere Welt» anbieten, und lassen einen Experten zu Wort kommen, der einordnet und hinterfragt.

Selbst wer von sich sagt, Atheist zu sein, kann manchmal dieser unmittelbaren Erfahrung des Göttlichen nicht ausweichen. Der «Theologische Kopf» in dieser Ausgabe, der Theologe und Pfarrer Klaas Hendrikse, hat erlebt: Wenn Menschen einander begegnen, kann dabei etwas entstehen, das über das Menschliche



hinausgeht: «Eins plus eins ist manchmal mehr als zwei, und dieses Mehr könnte man vielleicht ganz vorsichtig Gott nennen.»

In eine andere Welt taucht auch der langjährige SBB-Generaldirektor Benedikt Weibel ein – beim Lesen. Die Reise durch die Welten all der gelesenen Bücher hat ihn so sehr geprägt, dass er darüber nun selbst ein Buch geschrieben hat. Davon erzählt er uns – wo auch sonst – im Zug. Ein anderer, sehr junger Buchautor bekommt gerade viel mediale Aufmerksamkeit: der 22-jährige Thalwiler Nelio Biedermann. Er erschafft als Schreibender erstaunlich packende Welten. Entscheidend dafür sei seine Beobachtungsgabe, meint er: seine Aufmerksamkeit gegenüber dem, was ihn umgibt.

Vielleicht tauchen auch Sie beim Lesen dieser Forum-Ausgabe ein in neue Welten, die Sie bereichern und die Ihnen Kraft für das Bewältigen des Alltags geben. Das jedenfalls wünschen wir uns.

Beatrix Ledergerber-Baumer

**Online
plus**

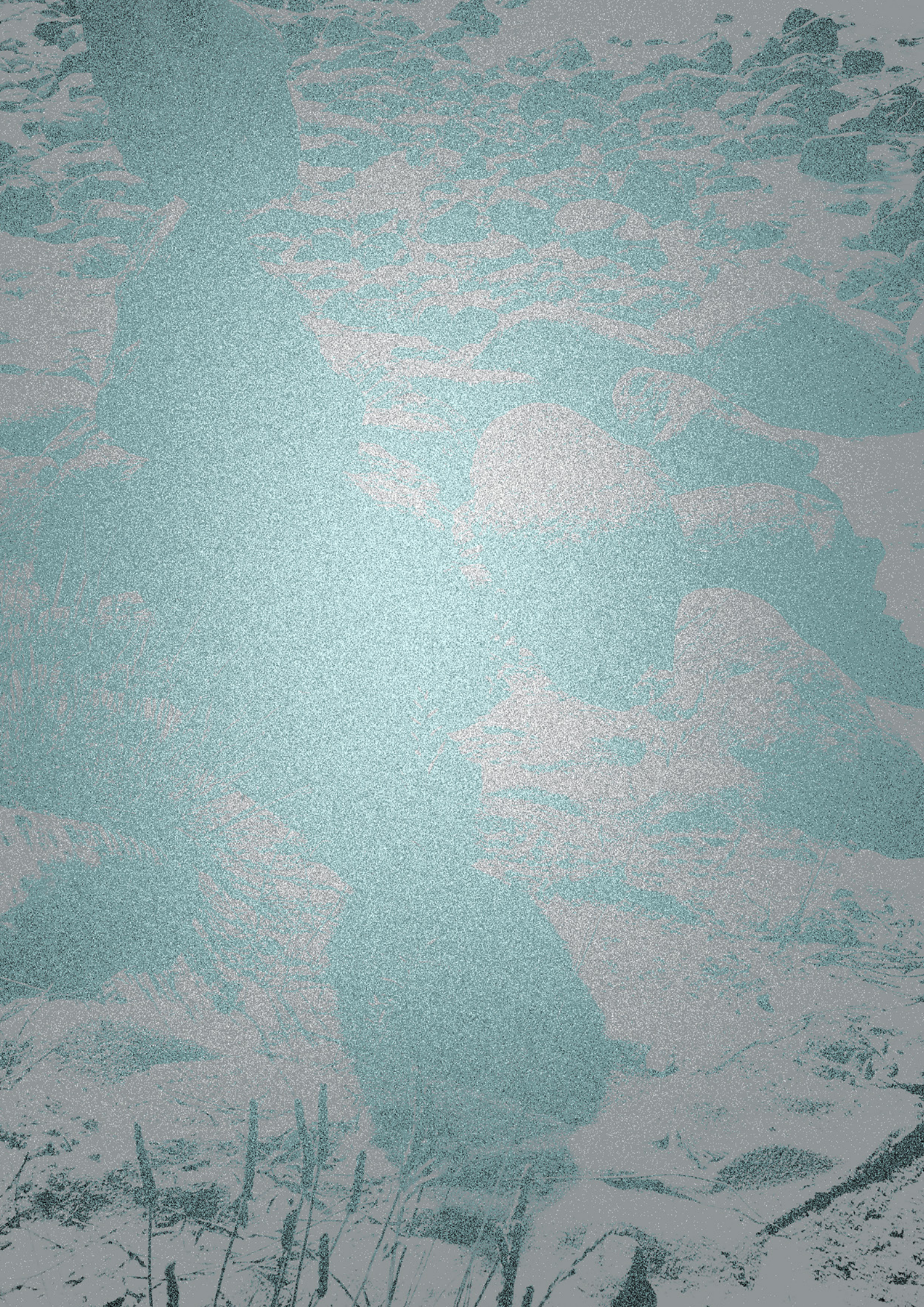
www.forum-magazin.ch: Hier geht es weiter mit «zVisite» – was ja «zu Besuch» heisst: Zum Beispiel kann die Kraft der Mystik institutionelle Veränderungen bewirken. Oder das einfache Leben im Waldkloster einen seltenen Luxus bieten: Die Teilnehmenden legen Handy, Uhr und Terminplan zur Seite, stehen mit der Sonne auf und leben im eigenen Rhythmus.



Im Diesseitigen das Jenseitige erfahren

Die Suche nach einer Erfahrung, die in die Nähe des Göttlichen oder zu einer tieferen Wahrheit führt, ist in allen Religionen zu finden. Der Weg führt dabei oft über Rituale: Nicht nur im Gebet, auch etwa im Tanz, dem Teetrinken oder dem Händewaschen erfahren Menschen Einkehr und Verbundenheit.

**Von Isabelle Berger, Beatrix Ledergerber-Baumer (Text)
und Miriam Bossard, Gen Atem (Fotos)**



Jedes Detail in diesem kleinen Raum ist schlicht und sorgfältig gestaltet: die Wände, der Boden, die wenigen Möbel und Dekorationen – alles zeugt von präziser Handwerkskunst und Ästhetik. Holz und Lehmputz strahlen Wärme und Geborgenheit aus. Durch die milchige Scheibe eines Fensters fällt sanftes Tageslicht auf die Strohmatte, Tatami, am Boden. Auf diese hat sich der Gast gesetzt und wartet. An der Scheibe ist eine Papierrolle mit einer Kalligrafie in japanischer Schrift angebracht. Neben dem Fenster ist ein Baumstamm teilweise in die Wand eingelassen. Daran hängt ein dezentes Blumenarrangement in einem Gefäss. Im Raum ist es still.

Im Chashitsu beginnt bald eine zen-buddhistische Teezeremonie. Der Teeraum befindet sich im Geschäft Länggass-Tee in Bern. Das im alten Japan entwickelte Ritual ist eng mit der Philosophie des Zen-Buddhismus verbunden. Ausgeführt wird es auf Basis der vier Prinzipien Harmonie, Respekt, Reinheit und Gelassenheit und lädt die Teilnehmenden zur inneren Einkehr ein.

Die Teemeisterin Ursula Kohli betritt durch eine Schiebetür den Raum und stellt ein Tablett mit Süßigkeiten ab. Dann kniet sie nieder, verneigt sich und heisst den Gast willkommen. Aus dem Vorraum holt sie nach und nach die Gegenstände, die sie für die Zubereitung des Tees braucht. Sie kniet sich wieder hin, vor einem beheizten Wasserkessel, der in der hinteren rechten Ecke des Raumes platziert ist. Mit einem Seidentuch, das sie jeweils auf eine bestimmte Weise faltet, wischt sie zuerst die Teedose, dann den Teelöffel ab. Mit heissem Wasser aus dem Wasserkessel wärmt sie die Teeschale vor und benetzt darin auch den Teebesen, Chasen, einen kleinen Schwingbesen aus Bambus. Danach öffnet sie die Teedose, entnimmt ihr mit dem Teelöffel das grüne Teepulver, Matcha, und gibt es in die Teeschale. Erneut giesst sie mit einer Bambuskelle heisses Wasser in die Teeschale. Dann schäumt sie den Tee mit dem Chasen auf und übergibt die Teeschale dem Gast, der inzwischen auf ihre Aufforderung hin seinen Gaumen mit einer der Süßigkeiten auf den leicht bitteren Tee vorbereitet hat, zum Trinken.

Die Bewegungen der Teemeisterin folgen einem festgelegten Ablauf. Sie sind bedacht, präzise und verströmen eine wohltuende, tiefgreifende Ruhe. Eine Teemeisterin braucht viele Jahre der Ausbildung und Übung, damit sich die beruhigende Wirkung auf die Teilnehmenden entfalten kann. «Wenn ich mich ruhig bewege, wird auch der Gast ruhig», sagt Kohli im Gespräch nach der Zeremonie. Der Effekt beruht auch darauf, dass es in der Teezeremonie keinen Zufall gibt, sondern alles bewusst geschieht. Und: «Bei der Teezeremonie passiert etwas zwischen Gastgeber und Gast», sagt Kohli. Indem die Teemeisterin oder der Teemeister etwas für den Gast tue, fühle sich dieser als Mensch, als lebendiges Wesen wahrgenommen. «So kann der Gast die Erfahrung machen, dass es so etwas wie Frieden und Harmonie überhaupt gibt.» Dafür brauche der Gast, anders als bei anderen Formen der Versenkung, im Prinzip keine Übung. Bereits beim ersten Besuch einer Teezeremonie stellt sich das Gefühl der Ruhe beim Gast ein. Erfahrene Gäste erlebten das Ritual aber umso tiefer.



Bilder mit Raum für Stille

Das Schweizer Kunstduo Gen Atem und Miriam Bossard besprayed für das zVisite-Dossier «Mystik» Fotografien, um bestimmte Bildbereiche mit Farbschichten gezielt zu verdecken. So schafft es sowohl Irritation als auch Raum für Stille, Kontemplation und Deutung.



Szenenwechsel vom kleinen Teeraum in Bern in die Citykirche Offener St. Jakob in Zürich, wo ein Derwisch-Drehritual stattfindet. Die Derwische suchen die Verbindung zu Gott im rituellen Tanz. Langsam schreiten sie in den Raum und setzen sich im Kreis auf die Sitzkissen. Es sind Frauen und Männer des Mevlevi-Ordens, der in der mystischen Tradition des Islams steht. Auch gut 30 Zuschauerinnen und Zuschauer sitzen in den Kirchenbänken.

Das Ritual beginnt mit dem Gottesgedenken, einem Gebet, in dem verschiedene Namen Gottes auf Arabisch repetiert werden. Der Vorbeter beginnt, alle stimmen ein und öffnen dabei ihre Hände, einige wiegen sich dazu. Tambu-

rinklänge leiten über zu Gesängen, melodios und langsam, dann rhythmisch und schnell. Nun spricht Peter Hüseyin Cunz ein Gebet auf Deutsch: «Wir bitten Gott um Licht, vor uns, hinter uns, in uns, Licht in unserem Körper, unseren Sinnen, im Herzen...». Cunz hat im Mevlevi-Orden den Rang eines Scheichs. Er ist der spirituelle Führer der Gemeinschaft, deren Mitglieder sich wöchentlich treffen und ansonsten zuhause, in ihren Alltag integriert, Kontemplation halten und den Drehtanz üben.

Jede Bewegung des beginnenden Drehrituals ist langsam und konzentriert. Die Derwische verneigen sich, kreuzen die Arme vor der Brust, beginnen langsam zu drehen. Dann öffnen sie die Arme und drehen sich immer schneller um ihre Achse. Die langen weissen Gewänder schwingen hoch. Der schwarz gekleidete Tanzmeister gibt sorgfältig Zeichen, um das Miteinander zu gewährleisten. Viermal wird das Drehen wiederholt, jedes Mal beginnend mit einer Verneigung in Richtung des Scheichs. «Die Derwische verneigen sich nicht vor mir, sondern vor dem Licht, das von Osten herkommt. Ich stehe auf einem roten Fell, das auf Mekka, Richtung des aufgehenden Lichts, ausgerichtet ist», erklärt Cunz. Die Musik steigert sich, wird rhythmischer und schneller, dann wieder langsamer. Reine Saitenklänge zeigen an, dass das Ritual dem Ende entgegengeht. Es folgen Gebete, dann schreiten die Derwische langsam hinaus.

Das Drehritual wird «Sema» genannt. «Sema bedeutet ›hören‹. Wir lösen uns von der eigenen Existenz, um in unserer Nichtexistenz auf den Geschmack der ewigen Existenz zu kommen», sagt Peter Cunz. Daneben gehörten auch Fastenzeiten, Rückzug in die Einsamkeit und Gebete zu den spirituellen Übungen einer Sufi-Gemeinschaft. Das Drehen um die eigene Achse müsse sorgfältig geübt werden: «Es braucht Monate, bis der Körper mitmacht und es einem nicht mehr schwindlig wird.» Dazu müsse man ganz in seiner Mitte verankert sein. Aus dieser Zentriertheit heraus gestalten die Derwische ihren Alltag im Beruf und mit ihren Familien.

Dass mystische Erfahrungen weit in den Alltag hineinwirken, weiss auch Yordan Pashev. Der ehrenamtliche Priester der kleinen bulgarisch-orthodoxen Kirchgemeinde Heiliger Georg in Zürich berichtet von seinen Erfahrungen in der Mönchgemeinschaft am Berg Athos in Griechenland, erzählt von den vierstündigen Liturgien, die um vier Uhr früh beginnen. «Du bist umhüllt von Weihrauch und dieser besonderen Atmosphäre, plötzlich kommt so ein Moment – puff – und du verschwindest. Du siehst nichts mehr und hörst nichts mehr und fühlst dich in einer anderen Welt.»

Diese Erfahrung sei so stark, dass man die Sehnsucht danach nicht mehr verliere, sagt Vater Yordan. Sie hilft ihm auch im Schweizer Alltag, wo er sich den Lebensunterhalt mit Pizza-Austragen verdient: «Regelmässiges Beten, auch ohne diese besonderen Momente, die natürlich nicht immer eintreten, gibt Ruhe und Gelassenheit.» Und in der Seelsorge erfährt er: «Wenn Probleme auftauchen, werden

viele Menschen ängstlich und aufgeregt. Menschen, die im Herzensgebet geübt sind, wissen fast körperlich, dass Gott gerade in schwierigen Situationen bei ihnen ist. Sie fühlen sich geliebt und getragen.»

Das Herzensgebet ist eine Meditationsform, die in der Orthodoxie seit dem frühen Christentum gepflegt wird. Eingebettet in die Liturgie, spielt es auch in der von Vater Yordan betreuten Kirchgemeinde eine tragende Rolle. Einmal im Monat feiern sie in der Kapelle von Maria Hilf Zürich-Leimbach ihren Gottesdienst. Ein junger Mann stellt eine versilberte Marien-Ikone auf, drei Frauen begrüßen sich in der vordersten Bankreihe. Der Priester kniet im goldenen Gewand am Boden, nimmt Kelch und Kreuz aus einem Koffer und stellt sie auf den Altar. Nach und nach kommen die Gläubigen zu ihrer «Göttlichen Liturgie», während ein älterer Mann bereits das erste Gebet spricht. Dann beginnt der fast durchgehend gesungene Gottesdienst. Der Bass des Priesters wechselt ab mit den hellen Stimmen der drei jungen Frauen in der vordersten Bank, manchmal antworten alle Anwesenden im mehrstimmigen Wechselgesang. Weihrauchduft erfüllt den Raum. Immer und immer wieder ertönen die Worte «gospodi pomiluj», Herr erbarme dich.

Diese Formel ist Teil des Herzensgebetes. «Zu den Worten ›Jesus, Sohn Gottes‹ tief einatmen, zu ›erbarme dich meiner‹ ausatmen. Und das viele Male wiederholen», erklärt Vater Yordan nach dem Gottesdienst, «so wird das Herzensgebet ein Teil deines Wesens. Man kann beim Einatmen die Arme erheben und beim Ausatmen niederknien und die Stirne auf den Boden legen. Oder beim Wandern zum Rhythmus der Schritte beten, oder in der Stille vor einer Ikone oder Kerze. Du konzentrierst dich auf diesen einen Punkt, und manchmal kommt es vor, dass du wie durch diesen Punkt hindurchgehst und auf die andere Seite kommst.» In diesem Moment sei die Seele bei Gott.

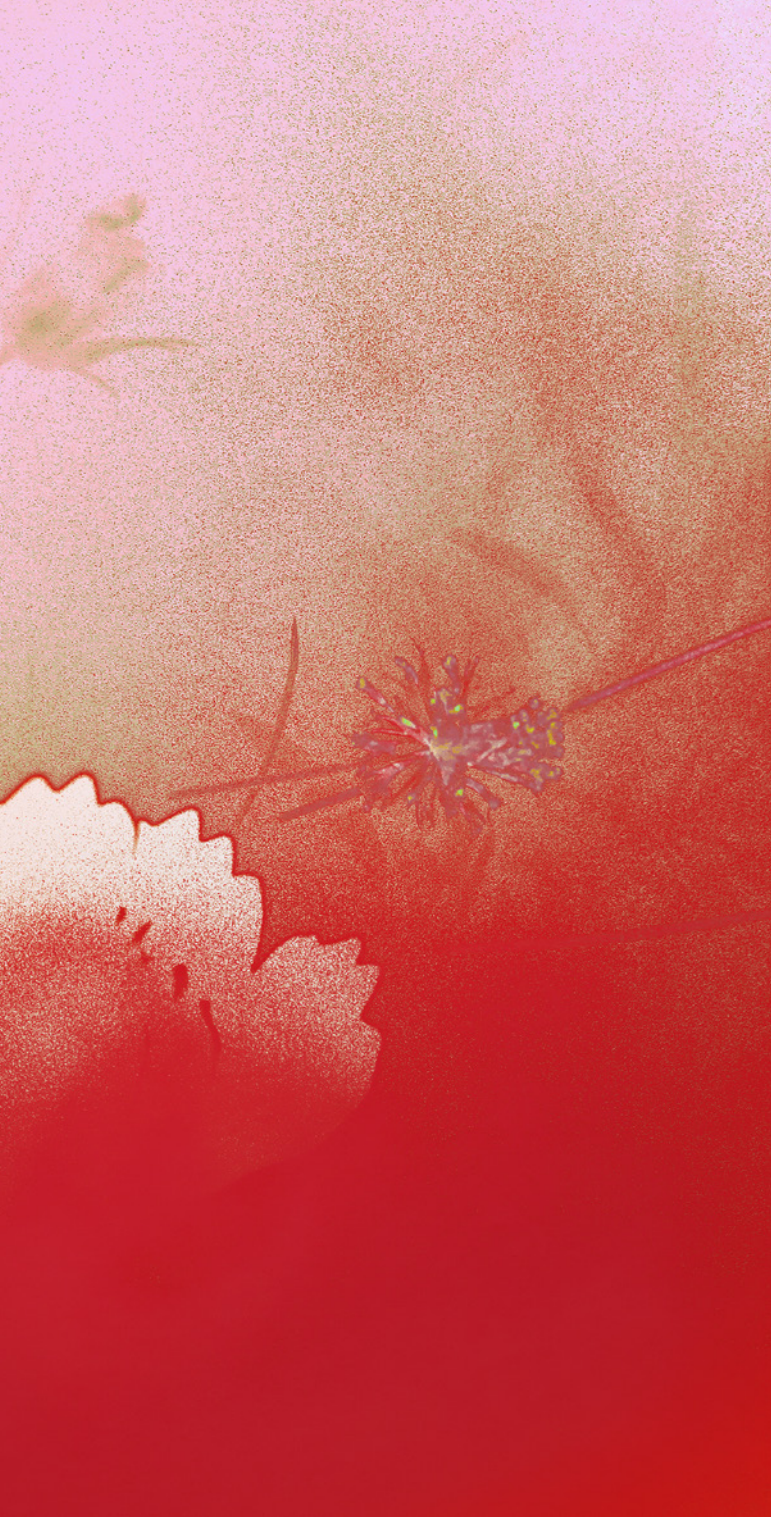
Die Seele zu Gott führen: Das ist die Essenz der mystischen Übungen und Rituale in allen Religionen. So auch in der jüdischen Kabbala. Manche ihrer Rituale haben sich im Lauf der Zeit jedoch verselbstständigt und werden im breiten Judentum heute teils als religiöse, teils auch als säkulare Alltagshandlungen vollzogen.

Wenn Yona-Dvir Shalem morgens aufsteht, hält er als Erstes seine Hände kurz unter den Wasserstrahl im Badezimmer. Er ist Jude und aufgewachsen in der orthodoxen jüdischen Welt in Jerusalem und Zürich. Dann spricht er ein hebräisches Segensgebet: «Gelobt seist Du, Herr, unser Gott, König des Universums, der uns geheiligt hat mit Deinen Geboten und uns das Waschen der Hände befohlen hat.» Erst dann trocknet er seine Hände ab. Jetzt ist er bereit für den Tag.

Shalem arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der jüdischen Hochschule Heidelberg. Im Rahmen seiner Lehrtätigkeit hat er sich mit der jüdischen Geheimlehre Kabbala befasst, die er bereits aus dem direkten Kontakt zu kabbalistischen Rabbinern auf privater Ebene kannte.



Wir lösen uns von der eigenen Existenz, um auf den Geschmack der ewigen Existenz zu kommen.



«Die Kabbala gilt als das «Geheimnis der Tora», sagt Shalem. Demgemäss hat die Tora, die heilige jüdische Schrift, weitere Bedeutungsebenen, die sich durch das Studium der kabbalistischen Schriften und Lehren erschliessen lassen. Wer sie kennt und versteht, kann so immer näher zu Gott vordringen und das Göttliche in der Welt erkennen. Die Kabbala ist also die jüdische Form der Mystik, wobei im Judentum dieser Begriff nicht verwendet werde, da er zu stark christlich konnotiert sei, wie Shalem sagt.

«Die Kabbala gilt als gefährlich», sagt Shalem. Denn von ihrer Kenntnis könne man verrückt werden, so der traditionelle Glaube. Ursprünglich durften nur ausgewählte

Personen – verheiratete Väter über 40 Jahre, sie galten als gefestigt, was es unwahrscheinlicher machen sollte, dass sie den Verstand verlieren – von der Kabbala erfahren. In bestimmten Kreisen gilt dies bis heute, doch über die Jahrhunderte sickerten die kabbalistischen Lehren auch ins allgemeine Judentum ein und prägten viele heute gängige jüdische Rituale, wie auch das morgendliche Händewaschen, auf Hebräisch «Netilat Jadajim».

Laut Shalem ist es in allen jüdischen Strömungen verbreitet – auch bei säkularen Juden. Dabei gibt es verschiedene Formen des Ablaufs. Dafür benutzt wird ein spezielles Gefäss mit zwei Henkeln, die Natla. Shalem selber pflegt nur noch eine rudimentäre Form ohne das Gefäss.

Das Ritual nimmt Vorstellungen zur geheimnisvollen Welt des Schlafs auf, die in der Tora angedeutet werden. «Die kabbalistischen Texte führen aus, dass die Seele im Schlaf zu den Toten in die Unterwelt abtaucht», sagt Shalem. Im Judentum gelten die Toten als das im religiösen Sinn «Unreinste» überhaupt, gefolgt vom Kontakt zu Toten. In dieser unreinen Sphäre bestehe gemäss der kabbalistischen Lehre höchste Gefahr, im Schlaf auch weitere Sünden zu begehen. Von all dem müsse man sich nach dem Aufwachen reinwaschen.

«Besonders das europäische Judentum distanziert sich von der Kabbala, da es sie als heidnisch ansieht», sagt Shalem. Er selber stammt ursprünglich aus Tunesien, wo diese mystische Lehre im jüdischen Alltag auch heute noch präsent ist. Jüdische Menschen ohne Bezug zur Kabbala begründen die Notwendigkeit für das rituelle Händewaschen hygienisch: Wer weiss, was die eigenen Hände im Schlaf alles berührt haben.

Für Yona-Dvir Shalem ist das morgendliche Händewaschen ein unverzichtbares, geradezu dringendes Bedürfnis. «Mache ich es nicht, verfolgt es mich. Ich bekomme Angst.» Er habe dann das Gefühl, unreine Hände zu haben und nichts mehr berühren zu dürfen, da es sonst verschmutzt werde.

Shalem ist das Ritual aber auch wichtig als sein «persönlicher täglicher Handschlag mit Gott», wie er es ausdrückt. «Ich glaube, dass Gott mich beschützt, wenn ich es durchführe.» Unbewusst verbinde es ihn zudem mit der gesamten jüdischen Gemeinschaft. «So sind wir eine Gruppe in Kontakt mit Gott.»

Eine Gemeinschaft in Kontakt mit Gott – das ist auch die in der Kapelle Maria Hilf versammelte bulgarisch-orthodoxe Gemeinde, die hier Gottesdienst feiert. Nun kommen alle Kinder zum Altar. Mit einer Kerze, einem Kreuz, die Erwachsenen mit Kelch und Brot in der Hand, beteiligen sie sich am «Grossen Einzug», einer Prozession rund um den kleinen Kirchenraum, zur Gabenbereitung vor dem Höhepunkt der Liturgie, der Wandlung. Noch lange nach dem Gottesdienst klingt das mehrstimmige «Gospodi pomiluj» nach, im Rhythmus des Atmens. Ganz im Geist des Herzensgebets, wie es von Vater Yordan als Tür zur Gotteserfahrung beschrieben wird. ■



Mystik-Lexikon

Von Hans Herrmann, «reformiert.»

Buddhismus: Zen

Per se mystisch ist der Buddhismus. Es geht um Erlösung durch eigenes Bemühen mit dem Ziel, sich von den Begierden des Lebens zu befreien und aus dem leidvollen Rad der Wiedergeburt auszubrechen. Eines der Mittel ist die Meditation: Die geistige Versenkung bewirkt tiefere Einsichten in die innerste Einheit der Welt und geistige Gelassenheit. Aus dem japanischen Zen-Buddhismus entwickelten sich spezifische Künste wie Schwertkampf, Bogenschiessen, Kalligrafie und Teezeremonie.

Judentum: Kabbala

Magische Praktiken, Amulette, Glücksbringer, Zahlenmystik und die geheimnisvolle Kraft der hebräischen Schriftzeichen: diese und andere «spirituelle Werkzeuge zur Selbstverbesserung» vermittelt das Kabbalah Centre, das Anhängerinnen wie die US-Stars Madonna oder Demi Moore hat. Laut Kritikern bleibt diese Form der jüdischen Mystik jedoch an der Oberfläche. Die traditionelle jüdische Kabbala hingegen ist ein intellektueller und zugleich emotionaler Weg zur Gotteserfahrung, der sich im frühen 13. Jahrhundert in Südfrankreich entwickelte. Es geht darum, Gott durch das Studium der überlieferten Schriften nicht nur distanziert intellektuell zu erkennen, sondern «wahrhaftig in sich aufleben zu lassen», wie Rabbi Jacob Immanuel Schochet (1935–2013) schreibt.

Islam: Sufismus

Als im mittelalterlichen Persien die Gesetzmäßigkeit im Islam immer ausgeprägter wurde, entstand als Gegenbewegung eine mystische Strömung. Diese leitet dazu an, Gott unmittelbar zu erleben, im Rahmen von spirituellen Übungen wie Gebetsmeditationen, Musik und Tanz. Gelebt wird sie in Sufi-Gemeinschaften, zu denen im heutigen Iran Menschen aus allen Schichten und Berufen gehören. Es gibt sie auch in der Türkei, den USA und der Schweiz. Die Mystik hat weit über den Sufismus hinaus die persische Philosophie und Literatur beeinflusst. Bedeutender Sufi-Denker war im 13. Jahrhundert der Dichter Jalaluddin Rumi. Er wird bis heute in vielen Sprachen gelesen, in den USA gehört er zu den meistverkauften Dichtern.

Christentum: Unio mystica

Die christliche Mystik entstand in den Klöstern des Mittelalters als Gegenbewegung zur rational und philosophisch betriebenen Theologie an den Universitäten. Ziel der christlichen Mystik ist die «unio mystica», die Vereinigung mit Gott, beziehungsweise das tiefe Spüren von Gottes unmittelbarer Gegenwart. Dies kann bei geistlicher Lektüre, beim Gebet, in Meditation und Kontemplation entstehen. Meister Eckhart, Bernhard von Clairvaux, Johannes vom Kreuz, Teresa von Avila, Hildegard von Bingen oder Niklaus von Flüe sind nur einige der bekannten Mystikerinnen und Mystiker.

«Mystik lässt sich schwer in Worte fassen»

Spirituelle Erleuchtungsmomente sind ein heilsames Gegengewicht zur medial überfluteten Welt. Doch rein selbstbezogen dürfe Mystik niemals sein, mahnt der Philosoph Luca Di Blasi.

Von Hans Herrmann, «reformiert.»

Ist es eine mystische Erfahrung, wenn ich auf einem Waldspaziergang oder einem Berggipfel plötzlich vom tiefen Bewusstsein ergriffen werde, Teil von etwas Grösserem zu sein?

Solche intensiven Naturgefühle sind für sich genommen noch keine Mystik. Zwar ist die Einheitserfahrung ein relevanter Teil mystischen Erlebens. Aber gerade naturmystische Empfindungen haben auch etwas Zweideutiges. Sie können als Ausdruck der Ehrfurcht vor der Schöpfung und dem Schöpfer gedeutet werden – aber auch als romantische Schwärmerei im Schoss einer vom Menschen mitgestalteten, gezähmten und befriedeten Natur. Einer Natur also, die gar nicht mehr in ihrer ganzen Tiefe erlebbar ist, mitsamt ihren unheimlichen und bedrohlichen Seiten.

Was ist dann also Mystik?

Etwas, das sich per se schlecht definieren lässt. Der evangelische Theologe und Mystikkenner Volker Leppin nennt einige Merkmale der Mystik. Vier davon scheinen mir besonders wichtig. Erstens: die Einheitserfahrung, also Momente der tiefen Verbundenheit des Ich mit dem Göttlichen. Zweitens: Mystische Erfahrungen sind kaum zu beschreiben, denn sie gehen über das Denken hinaus. Mystisches Reden geschieht daher oft in Negativa: sagen, was Gott nicht ist – statt zu definieren, was er ist.

Also ähnlich wie Buddha, der das buddhistische «Paradies», das Nirvana, in negative Kategorien zu umreissen versuchte? Hier gebe es nicht Raum, nicht Zeit; keine Differenzierungen, keine nennbaren Eigenschaften.

Ja, genau. Das sind Versuche, das Unbegreifliche in Begreifbares zu übersetzen. Ein drittes Merkmal der Mystik ist, dass Transzendenz Erfahrungen nicht willentlich «herstellbar» sind. Man kann ihnen mit spirituellen Übungen nur die Tür öffnen. Und wenn sie sich einstellen, haben sie eine verändernde Wirkung.

Und viertens?

Mystische Momente sind zeitlich begrenzt und lassen sich nicht festhalten.

So ergeht es auch Goethes Faust, wenn er am Ende des Dramas einen geradezu mystischen Schlüssel-moment anfleht: «Verweile doch, du bist so schön!»

Bei diesem Ausspruch muss man bedenken, in welchem Kontext er steht. Gemäss einer Abmachung verfällt Faust dem Teufel, sobald es diesem gelingt, dem unablässig Suchenden und Getriebenen einen Moment tiefster Befriedigung zu verschaffen. Am Ende des Dramas kommt es zu einem solchen Moment. Aber eigentlich macht ihn Faust zunichte, denn: Sobald wir uns wünschen, dass ein Augenblick verweilt, kommt der Wille ins Spiel, und dieser verscheucht etwas von der kostbaren Ruhe des Moments. Es ist wie mit dem Handy: Den wahren Reiz unserer schönen Augenblicke können wir mit dem willentlichen Akt des Knipsens niemals festhalten.

Stichwort Handy: Gerade in unserer medial überfluteten Zeit sehnen sich viele Menschen nach mehr Ruhe und Innerlichkeit. Eine Antwort könnte Mystik sein. Sind entsprechende Angebote wie Exerzitien, Meditation oder Kontemplation vermehrt gefragt?

Ich habe durchaus den Eindruck, dass das Interesse erwacht, grade auch bei den Reformierten, die der Mystik ja lange distanziert gegenüberstanden. Die heutige Zeit erzeugt eine Zersplitterung der Aufmerksamkeit, wir haben per Mausklick raschen Zugang zu allem. Das lenkt ab, überfordert, führt uns weg von unseren eigenen Gedanken. Dabei erwacht der Wunsch nach einem Gegengewicht, nach mehr Ruhe und Innerlichkeit. Geistige Übungen bieten sich an, aber auch Schweigen, Fasten und geistiges Fasten, also temporäre Medienabstinenz. Das schafft Raum für eine neue Aufmerksamkeit, auch für Gebet und Religion – und damit für Mystik.

Luca Daniele Di Blasi studierte in Wien Germanistik und Philosophie und wirkte als Post-Doktorand am Projekt «Mystik und Moderne» an der Universität Siegen mit. Heute lehrt er Philosophie als assoziierter Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Bern.

Können Sie von eigenen mystischen Erfahrungen berichten?

Ich habe spirituelle Erfahrungen gemacht, würde sie aber nicht als mystisch bezeichnen. Und selbst wenn: Darüber würde ich nicht sprechen. Es besteht dabei auch immer ein bisschen die Gefahr der Selbstüberhebung.

Es heisst, dass sich mystische Erleuchtungsmomente in allen Religionen so sehr ähneln, dass sie das ideale Bindeglied zwischen den Religionen sind.

Stimmt das?

Mystische Traditionen spüren zueinander eine grosse Nähe. Aber wir können uns den Erfahrungen aus den verschiedenen Religionen und Kulturen nur beschreibend und vergleichend nähern, exakte Aussagen lassen sich nicht machen. Erstens, weil es, wie bereits dargelegt, schwierig ist, mystisches Erleben in Worte zu fassen. Und dort, wo es geschieht, stehen wir vor der Aufgabe, das Gesagte aus der Originalsprache richtig zu übersetzen. Im Übrigen gibt es zwischen der Mystik der abrahamitischen und jener der fernöstlichen Religionen auch Unterschiede.

Welche?

Es geht um die Einheitserfahrung. Im Judentum, Christentum und dem Islam verschwindet das menschliche Selbst nicht einfach in Gott, denn Gott steht grundsätzlich immer ausserhalb seines Geschöpfes. Die fernöstlichen Traditionen hingegen tendieren eher dazu, die Einheit von Individuum und dem Göttlichen zu betonen.

Laut dem Tiefenpsychologen C. G. Jung ist Religion nicht ein Lehrgebäude, sondern das Erschauern vor dem göttlichen Geheimnis. Dann wäre Mystik also gewissermassen der Kern des Religiösen?

Das religiöse Erschauern und Fasziniertsein, das Jung meint, ist nicht gleichzusetzen mit Mystik. In der monotheistischen Tradition antwortet Mystik auf einen Bruch, auf die Trennung von Gott und Welt, von Transzendenz und Immanenz. Dargestellt am Beispiel des Christentums bedeutet dies: Gott ist in der Gestalt von Jesus Christus zu uns gekommen. Und mit der Himmelfahrt hat er die Welt wieder verlassen. Zurück bleibt die Sehnsucht, aber auch die Möglichkeit, mit ihm in Verbindung zu treten. Das kann mit Ritualen und Sakramenten geschehen, etwa mit dem Abendmahl. Ein anderer Weg, Gott zu suchen, ist die Mystik; dieser Weg führt über spirituelle Übungen wie Meditation, Kontemplation, Gebet und andere.

Steht das Denken der mystischen Erleuchtung im Weg?

Zwar lassen sich mystische Erfahrungen in ihrem Wesen nicht mit dem Denken erfassen. Aber es wäre ein Trugschluss zu glauben, dass beides nicht zusammenpasst. Im Gegenteil: Die Wahrheiten, die in mystischem Erleben aufscheinen, sollen bewahrt werden, und hierzu ist das Denken sehr wichtig. Eindrücklich zeigt dies zum Beispiel der neuplatonische Philosoph Plotin im dritten nachchristlichen Jahrhundert. Eigene spirituelle Erfahrungen reflektierte er philosophisch. Sein mystisches Gebäude ist eine Verbindung aus Erfahrung und Denken. Daraus folgt: Mystik und Theologie schliessen sich nicht aus, sie



Mystik ist die Suche nach Gott und ein Sich-Leermachen, um aufmerksam zu werden für andere.



befruchten sich gegenseitig. Durch die Mystik kommt das kreative Denken an die chaotischen Urgründe des Schöpferischen heran.

Mystikerinnen und Mystiker sind bei den Institutionen, welche die offizielle Lehre der jeweiligen Religion hüteten, oft unter Ketzereiverdacht geraten. Warum?

Die Vorstellung, dass der Mensch ein Gegenüber von Gott ist und sich nicht vollständig mit ihm verbinden kann, ist in den drei abrahamitischen Religionen theologisch zentral. Entsprechend fürchteten deren Autoritäten beziehungsweise Institutionen, dass mystische Praktiken, die ja gerade das Einssein mit dem Göttlichen anstreben, eine

Aufweichung dieses trennenden Prinzips bewirken könnten. Und: Weil Mystik grenzüberschreitend ist, werden auch Hierarchien oder Geschlechterrollen in Frage gestellt. Das birgt gesellschafts- und kirchenpolitischen Zündstoff.

Dann also weg mit den Institutionen, die zwischen dem Menschen und seiner Gotteserfahrung stehen. Oder nicht?

Die heutige Institutionskritik, die Vorstellung vom schönen, freien Leben ausserhalb der Institutionen, mutet bisweilen etwas naiv an. Für die Freiheit braucht es beides: die Institution und den Raum ausserhalb. Wichtig ist, dass die Institutionen nicht erstarren, sonst wird es in der Tat schwierig. Mystik erinnert die Institutionen daran, wozu sie da sind: Nicht zur Selbsterhaltung! Bleiben die Institutionen offen für den Menschen und seine Bedürfnisse, bleiben sie lebendig.

Aber hat Mystik überhaupt eine mitmenschliche Dimension? Ist ihr Ziel nicht vorab die persönliche Gotteserkenntnis?

Tatsächlich besteht die Gefahr, dass eine entkoppelte Mystik das mitmenschliche und karitative Element aus den Augen verliert. Richtig eingebettet öffnet sie aber das Ego zum Gegenüber und führt zu diakonischer Praxis. Es braucht beides, einerseits das Herz und andererseits das Bekennen beziehungsweise das, was an Taten folgt. Davon spricht Paulus im zehnten Kapitel des Römerbriefs: «Denn wer mit dem Herzen glaubt, wird gerecht; und wer mit dem Munde bekennt, wird selig.» Ohne diese Dimension geht es nicht. Für die Wahrheit will öffentlich eingestanden sein.

Gerade esoterische Gruppierungen betonen aber, dass jeder für sich selbst nach Erleuchtung und damit Erlösung streben soll.

So wird es zuweilen propagiert, aber das sind Fehlentwicklungen. Das ist nicht die Art von Mystik, die in der grossen Tradition der Religionen steht.

Politische und weltanschauliche Debatten führen heute zunehmend zu einer Polarisierung. Kann mystische Praxis helfen, einen anderen, gelasseneren Blick zu finden?

Spirituelle Übungen können sicher helfen, zu mehr Gelassenheit zu finden. In Gleichgültigkeit darf es aber nicht münden. Mystik ist die Suche nach Gott und zugleich ein Sich-Leermachen, um aufmerksam zu werden für andere. ■

Was ist zVisite?

zVisite ist eine interreligiöse Kooperation von reformiert., die evangelisch-reformierte Zeitung / Forum, Magazin der katholischen Kirche im Kanton Zürich / taches, das jüdische Wochenmagazin / Lichtblick, Zeitung der römisch-katholischen Pfarreien des Kantons Aargau / Christkatholisch, Zeitschrift der Christkatholischen Kirche / Kirchenbote, evangelisch-reformierte Zeitung BS, BL, SO, SH und Zentralschweiz / katholisches Pfarrblatt Bern.

Zwölf Serien für Winterabende

Kürzere Tage bedeuten mehr Zeit für Serienfans. Wir empfehlen (fast) endlose Geschichten für lange Abende.



1. Only Murders in the Building

Bereits zum fünften Mal geschieht im «Arconia» ein Mord. – Tatsächlich? Durch diese und andere Nebensächlichkeiten stolpert ein Amateur-Detektiv-Trio wie immer traumwandlerisch unfähig und sorgt dabei auf vertrackt amüsante Weise dennoch für Spannung.

–5 Staffeln auf Disney+

2. Miss Austen

Weshalb hat Cassandra Austen die Briefe ihrer berühmten Schwester Jane vernichtet? Aus der fiktiven Antwort auf diese historisch ungeklärte Frage wird eine Erzählung mit viel Austen-Touch.

–Mini-Serie auf arte

3. Dalgliesh

Die Krimis von P. D. James gehören immer noch zum Intelligentesten, was das Genre zu bieten hat. Diese neue Adaption nutzt geschickt den Retrocharme der 1970er-Jahre – auch was das Tempo der Inszenierung und die Zeichnung der Figuren angeht.

–3 Staffeln auf Sky

4. Ghosts

Ein junges Paar erfüllt sich den Traum eines eigenen Hotels in historischem Gemäuer. Weil es sich damit aber auch alteingesessene Geister eingekauft hat, entsteht eine mehr komische als gruselige Wohngemeinschaft der absurden Art.

–4 Staffeln auf Sky

5. Beyond Paradise

Theoretisch geht es um einen genial-tollpatschigen Inspektor und seine Fälle. In der Serienpraxis entfaltet die BBC im fiktiven englischen Küstenstädtchen mit all seinen spleenigen Figuren eine ihrer bewährten Wohlfühllosen.

–2 Staffeln auf Disney+

6. The Morning Show

Die Mediensatire rund um zwei Nachrichtenmoderatorinnen ist typisch amerikanisch: Mit grosser Kelle angerichtet, hoch emotional serviert, mit bissigen Pointen unterfüttert und dabei erstaunlich nah an der realen Aktualität.

–4 Staffeln auf Apple TV+

8. The Chelsea Detective

Die Formel ist x-fach erprobt: Man lässt eine kantige Detektivfigur inmitten von touristischem Lokalkolorit ermitteln. Komplett vorhersehbar und spannungslos. Und gerade deshalb heimelig wie ein Kaminfeuer.

–3 Staffeln auf ZDF Mediathek



7. Perfekt verpasst

Zwei Menschen, die ganz offensichtlich füreinander bestimmt sind, sich aber permanent um Haaresbreite verpassen: Bastian Pastewka und Anke Engelke spielen sich ohne gemeinsame Szenen so urkomisch wie anrührend die Bälle zu.

–1 Staffel auf Prime

10. Seaside Hotel

Sommer, Urlaub, Strand, Gesellschaftsspiele und Liebesreigen in den 1920er-Jahren. Das dänische Epochenporträt schmerzt bei aller Dramatik nicht wirklich. Es lädt vor allem zum nostalgischen Schwelgen ein. Und zu Sommergefühlen im Winter.

–2 Staffeln auf Play Suisse



10. Brooklyn Nine-Nine

Bereits ein Klassiker: In diesem Polizeirevier regieren Unfähigkeit, Chaos und Albernheit. Comedy aus jeder Ecke! Am Ende jedoch triumphieren Verständnis und Nächstenliebe.

Wahrhaft gewitzter Humanismus.

–8 Staffeln auf Netflix

9. Archie – Die Cary Grant Show

Einer der grössten Stars, den das Kino je hatte, ist auch ein grosses Geheimnis. Wie viel Archibald Leach steckt in Cary Grant? – In der Hauptrolle grandios verkörpert Biopic.

–Mini-Serie auf ARD

12. Slow Horses

So düster, so verrannt, so sinnlos kann Spionage sein. Wer das verträgt, der kann sich bei diesem Abgesang auf ein Genre, das sonst selbstbewusst Weltrettung verspricht, bestens unterhalten.

–5 Staffeln auf Apple TV+

Thomas Binotto



Ruedi Widmer

Widmer & Binotto fragen sich **Müssen wir Geheimnisse haben?**

Thomas Binotto

Die Frage lässt keinen Raum für Ausflüchte. Dann also mit Entschiedenheit: Ja, wir Menschen müssen Geheimnisse haben!

Diese Klarheit habe ich durch intensive Feldstudien gewonnen. Ich habe beobachtet, wie in Schulhäusern aus Stahl und Glas mobile Wände den Blick ins und aus dem Schulzimmer verstellen. Sie wurden vermutlich am Tag der Einweihung bestellt, unmittelbar nachdem der Segen einer komplett transparenten Lernumgebung gepriesen wurde.

Ich war in Magiershows und wollte mit anderen Rationalisten partout daran glauben, dass Zauberei möglich ist. – Ich habe Jugendliche erlebt, die es trotz Handy geschafft haben, ihre Eltern nächtelang im Dunkeln zu lassen. – Ich kenne Menschen, die ihr Alter für topsecret erklären.

Im Selbstversuch habe ich festgestellt, dass ich augenblicklich ausbüxe, sobald ich definiert werde. Notfalls würde ich mich als Geheimwaffe des Vatikans oder als Maulwurf der Antipapisten outen, je nachdem woher gerade

der Wind der Enttarnung weht. Wer so unvorsichtig wäre, mich in einem Interview als Erstes «Wer sind Sie?» zu fragen, der bekäme eine mehr verhüllend als klärend wirkende Antwort. Sogar mir selbst bleibe ich ein Geheimnis, mit jedem Lebensjahr unergründlicher.

Mein Faible für Geheimnisse ist dogmatisch akkurat in der Römisch-katholischen Kirche verankert. Sie feiert Eucharistiefeier für Eucharistiefeier ein «Geheimnis des Glaubens». Wunderschön gebetet – von Glaubenshalbstarken, die sich ganz sicher sind, grausam missachtet.

Kaum ein Liebesfilm, der nicht mit der Drohung aufwartet: «Von nun an haben wir keine Geheimnisse mehr voreinander.» Sollte die komplette Entzauberung allerdings tatsächlich eintreten, würde es für die Paartherapie höchste Zeit, denn mit der vollkommenen Transparenz macht sich auch eine perfekte Leere breit. Ist erst mal das Geheimnis gestorben, löst sich früher oder später die Beziehung in Luft auf.

Kursbuch Lesen

19 Jahre nach seinem Rücktritt als SBB-Chef ist Benedikt Weibel immer noch der bekannteste Bähnler der Schweiz. In diesem Gespräch geht es jedoch ausschliesslich um seine Leidenschaft für Bücher.

Von Thomas Binotto (Text) und Alexandra Wey (Fotos)

Weshalb schreibt ein Bahnmanager wie Benedikt Weibel ein Buch über Bücher?

Natürlich vor allem deshalb, weil ich ein leidenschaftlicher Leser bin. Das war ich – Kind und Enkel von Buchdruckern – schon lange, bevor ich zur Bahn gekommen bin. Seit Mitte der 1990er-Jahre führe ich zudem Buch über gelesene Bücher. Ich schreibe als Erinnerungsstütze kurze Inhaltsangaben und notiere Zitate, die mich beeindrucken. Das ist die Basis für mein Buch. Die darin vorgestellten Bücher sind für mich, wie es im Untertitel des Buches steht, «Quellen der Lust und der Erkenntnis». Genau das möchte ich auch meinen Leserinnen und Lesern vermitteln.

Wir sitzen im Zug von Schaffhausen nach Romanshorn, dem Bodensee entlang. Nichts Aussergewöhnliches für einen Vollblut-Bähnler wie Benedikt Weibel. Speziell ist allerdings, dass wir uns weder über die SBB noch über Bahnpolitik unterhalten. Wir reden über Bücher. Über eine Leidenschaft, die Weibel noch länger pflegt als jene zur Bahn.

«Abenteuer Lesen» ist ein richtiger Wälzer geworden. Über 500 Seiten dick.

Ich habe vier Jahre daran geschrieben, so lange wie an keinem anderen meiner Bücher. Es sind insgesamt 100 Bücher, die ich präsentiere. Und das Schreiben hat so viel Spass gemacht wie bei keinem anderen meiner Bücher.

Mit welchem Buch hat Ihre «Karriere» als Leser begonnen?

Mit Meinrad Lienerts «Schweizer Sagen und Heldengeschichten». Die haben mich als Junge kolossal beeindruckt. Uli Rotach, vor einer brennenden Hütte die Axt schwingend, dieses Bild hat sich unauslöschlich eingeprägt.

Mit Lienert beginnt auch Ihr Buch. Ist es auch eine Art Autobiografie in Büchern?

In gewisser Weise schon. Zumindest habe ich die Bücher so geordnet, wie ich sie gelesen habe. In meiner Lebensgeschichte waren Bücher die erste Konstante. Darauf folgten die Berge. Dann meine Frau. Und schliesslich die Eisen-

bahn. Was ich lese und meine Notizen dazu sind für mich tatsächlich eine Art Tagebuch.

Wie kommen Sie zu Ihren Büchern?

Manchmal ist es ein Buchrücken in einer Bibliothek. Oder ein Cover fasziniert mich. Oft sind es Empfehlungen von Menschen. Und sehr häufig wecken Randnotizen in Zeitschriften oder Zeitungen mein Interesse für ein Buch.

Und wie halten Sie es mit dem Besitz von Büchern?

Meine Bibliothek ist auf drei Stockwerke verteilt: Unten bei den Fitnessgeräten stehen Bergliteratur, Reiseführer und Bücher zur Bahn. Im Parterre liegen die Bücher, die ich gerade lese. Und oben in der eigentlichen Bibliothek steht rechts die Literatur, nach Ländern geordnet, und links stehen die Bücher zur Philosophie, Politik und Ökonomie. Wir haben eine grosse Wohnung, da haben sehr viele Bücher Platz. Inzwischen muss allerdings für jedes neue Buch mindestens ein altes weg. Als Erstes trifft es grosse Foto-bände, die man meist ohnehin nur einmal anschaut.

Lesen Sie andere Bücher mehrmals?

Früher habe ich das nur selten gemacht. Für meine Anthologie habe ich dann aber systematisch jedes Buch nochmals gelesen. «Buddenbrooks» von Thomas Mann habe ich inzwischen sogar dreimal gelesen. Das erste Mal, während meiner Kantizeit, da hat es mich gelangweilt. Das zweite Mal, auf einer Reise nach Sardinien, wurde ich voll gepackt. Und jetzt, bei der dritten Lektüre, fand ich es sogar noch besser.

Der Bodensee liegt ruhig und weit vor uns. Das Gespräch jedoch hüpfst lustvoll und auch ein wenig atemlos von Buch zu Buch. Beinahe verpassen wir den Umstieg in Romanshorn.

Gibt es Bücher, die Sie heute weniger begeistern als früher?

Durch Hermann Hesses «Demian» bin ich jetzt nur mit grosser Mühe durchgekommen. Als junger Mensch habe ich sehr intensiv Hesse gelesen. Heute ist mir das alles zu esoterisch.



Lesen und Zugfahren gehören für den «ewigen» Bähnler
Benedikt Weibel untrennbar zusammen.

Haben Sie ein absolutes Lieblingsbuch?

Da kann ich mich nicht entscheiden. Alle Bücher, die ich vorstelle, haben mich berührt. Als Jugendlicher hat mich das Bergsteigerbuch «Die Weisse Spinne» von Heinrich Harrer unglaublich beeindruckt. Bergführer war dann auch mein erster Beruf. Eine sehr späte Entdeckung ist Egon Friedells «Kulturgeschichte der Neuzeit». Dieses monumentale Werk, zwischen 1927 und 1931 entstanden, ist so überschäumend enzyklopädisch und sprachmächtig. Ungeheuer faszinierend!

Also kein Lieblingsbuch. Aber ein Lieblingsgenre?

Ich habe versucht, jedes der 100 Bücher einem Genre zuzuordnen und bin auf 19 Genres gekommen. Nur die Benediktsregel konnte ich nirgends zuordnen. Ich bin sehr breit interessiert. Was ich besonders liebe, sind mehrdimensionale Bücher. Beispielsweise «Die Riemannsche Vermutung» von Atle Næss. Eine Liebesgeschichte, aber auch ein Buch über die Schönheit der Mathematik. Oder «Unser allerbestes Jahr» von David Gilmour. Eine rührende Vater-Sohn-Geschichte und gleichzeitig eine Ode ans Kino.

Haben sich mehrdimensionale Bücher auch schon auf Ihre Arbeit ausgewirkt?

Ich hatte für Ferien auf Sardinien von Caroline Alexander «Die Endurance» eingepackt, ein Buch über die legendäre Antarktis-Expedition von Ernest Shackleton. Das ist einerseits fesselnde Abenteuerlektüre, aber auch eines der besten Managementbücher überhaupt. Seither setze ich es als Dozent zum Thema «Führung» ein.

Gibt es Bücher, die Sie ärgern?

Eigentlich nicht. Manchmal verliere ich einfach die Lust am Lesen. Kürzlich ist es mir mit Caroline Wahls «Windstärke 17» so gegangen. Ich fand das Buch zunehmend repetitiv und vorhersehbar. Und vor allem sehr depressiv. Ich mag depressive Bücher gar nicht. Melancholie, wie in Haruki Murakamis «Naokos Lächeln», ist dagegen grossartig.

Welches sind Ihre Leseorte und -zeiten?

Vor dem Einschlafen. Ferien. Und natürlich Zugfahrten! Sie sind ein grossartiger Ort zum Nachdenken: lesen, reflektieren, rausschauen. Das ist inspirierend. Ich kann mich im Zug auch gut konzentrieren, selbst wenn es ringsum laut ist.

Inzwischen sitzen wir im Zug von Rorschach nach Winterthur. Auch auf dieser Strecke bleibt wenig Zeit zum beschaulichen Rausschauen.

Was haben Sie heute im Rucksack mit dabei?

Ich lese immer mehrere Bücher gleichzeitig. Jetzt gerade Urs Widmers Autobiografie «Reise an den Rand des Universums». Das hat mir ein Freund wärmstens empfohlen. Und es ist tatsächlich grossartig. Dann habe ich von den 100 Büchern «Play It Again» mitgenommen. Der Autor Alan Rusbridger, langjähriger Chefredaktor des «Guardian», erzählt darin hinreissend vielschichtig, wie er sich als ambitionierter Amateur-Pianist vornimmt, die ungemein

Zugfahrten sind grossartig zum Nachdenken: lesen, reflektieren, rausschauen.

schwierige Ballade Nr. 1 von Frédéric Chopin einzustudieren. Und schliesslich noch mein eigenes Buch, weil ich heute Abend eine Lesung habe.

Sind Sie ein Schnell- oder ein Langsamleser?

Meist ein Schnellleser. Aber wenn mich etwas interessiert, dann mache ich mir Notizen ins Buch, markiere Abschnitte, schreibe Zusammenfassungen. Damit memoriere ich meine Lektüre. Für «Abenteuer Lesen» habe ich natürlich langsamer, konzentrierter und methodischer gelesen.

Sie erzählen so begeistert von Büchern, springen leichtfüssig von Buch zu Buch. Die Lust am Lesen will offenbar verbreitet werden.

Ich habe meinen beiden Söhnen Erich Kästner sehr früh vorgelesen, so früh, dass ich den Text in Mundart übersetzen musste. Es freut mich, dass auch sie begeisterte Leser geworden sind. Einzelne Bücher der Anthologie musste ich sogar bei meinen Söhnen suchen, weil sie nicht mehr in meiner Bibliothek waren. Und seit über 50 Jahren treffe ich mich jeden Montag in Bern mit Freunden zum Mittagessen. Jedes Mal tauschen wir uns sicher eine halbe Stunde über Bücher aus. Nur beim Bücherschenken bin ich sehr zurückhaltend. Menschen und Geschmäcker sind ganz verschieden.

Gibt es Genres, die Sie nicht interessieren?

Ich hatte nie einen Bezug zu Fantasy. Und auch nicht zu Science-Fiction. Zu «Momo» von Michael Ende habe ich beispielsweise keinen Zugang gefunden.

Und Bücher, die Sie trotz gutem Willen nicht geschafft haben?

Für «Auf der Suche nach der verlorenen Zeit» von Marcel Proust habe ich mehrere Anläufe genommen, es aber nie über die ersten 40 Seiten hinausgebracht.

Wie gross ist der Prozentsatz ungelesener Bücher in Ihrer Bibliothek?

Ich vermute, der liegt bei etwa 20 Prozent. Dazu haben bis vor kurzem auch die drei Hauptwerke von Charles Ferdinand Ramuz gehört. Jetzt habe ich sie endlich alle gelesen. Auslöser dafür war der Bergsturz von Blatten im Mai dieses Jahres. In «Der borence» von Ramuz geht es ja um einen



Benedikt Weibel mag vielschichtige Bücher, die mehr als nur eine Geschichte erzählen und mehr als nur ein Thema vertiefen.

Bergsturz im Jahr 1714, der sich ebenfalls im Wallis ereignete. Aktuelle Ereignisse sind für mich häufig der Anlass, historische Bücher zu lesen. Daraus ergibt sich manchmal ein Schneeball-Effekt, weil ich immer tiefer in ein Thema eindringe.

In Ihrer Sammlung taucht auch Lyrik auf. Das würde man von einem Manager noch weniger erwarten als ein Buch über Bücher.

Ich mag Lyrik sehr, obwohl es nur das Büchlein von Mascha Kaléko in die Auswahl geschafft hat. Dieses Buch habe ich übrigens vor vielen Jahren meiner Frau geschenkt. Ich liebe auch die Gedichte von Erich Kästner und Hans Magnus Enzensberger. Und von Wolf Biermann habe ich sämtliche Gedichtbände von vorne bis hinten durchgelesen.

Sie haben erzählt, dass Sie sich bemerkenswerte Zitate aus Büchern notieren. Was davon geht Ihnen jetzt gerade durch den Kopf?

Søren Kierkegaard hat sinngemäss einmal geschrieben: «Die Tragik des Menschen besteht darin, dass er das Leben nur rückwärts verstehen kann, es aber vorwärts leben muss.» Und als Manager kommt mir immer wieder Stefan Zweig in den Sinn: «Freiheit ohne Autorität ist Chaos – Autorität ohne Freiheit ist Tyrannei.»

—Abenteuer Lesen
Hundert Quellen der Lust und
der Erkenntnis

Benedikt Weibel
Edition Exodus 2025
527 Seiten
ISBN 978-907386-06-4
www.editionexodus.ch

Unsere kurze Reise durch die Ostschweiz geht wie geplant in Winterthur zu Ende. Das Gespräch über die lebenslange Lese-geschichte von Benedikt Weibel müssen wir jedoch abrupt abbrechen, weil jedes Buch zu einem weiteren Buch führt und zu noch einem Buch. ■

Forum im Dialog

Der Beitrag zu Papst Leo XIII. in der Forum-Ausgabe 8/2025
hat Reaktionen ausgelöst, die
zum Weiterdenken und Vertiefen einladen.

Im Beitrag «Der Namenspatron» wird Papst Leo XIII. etwas gar hochgelobt, vor allem wegen seines Lehrschreibens «Rerum Novarum». Leo XIII. hat mit dieser Enzyklika reichlich spät zur Arbeiterfrage Stellung genommen. Die Sozialisten waren schon länger am Werk, die Lage der Arbeiterschaft zu verbessern. Wer sich die Mühe nimmt, sich durch die 45 Kapitel des päpstlichen Lehrschreibens «hindurchzukämpfen», stellt fest: Der Kampf gegen den Sozialismus ist die Haupttriebfeder für dieses Schreiben. Allerdings ist mehr von Almosen geben die Rede und weniger vom Verändern der Umstände, die zur Ausbeutung der Arbeiter führen. Bei allem Lob über das Schreiben des Papstes: Leo XIII. verstärkte den Zentralismus

der katholischen Kirche, schränkte die Autonomie der Ortskirchen, der Bischöfe ein. Heute versuchen wir die regionale Autonomie wieder zu erlangen. Auch Päpste sind nur Menschen, auch wenn viele von ihnen heiliggesprochen wurden.

Haymo Empl, Winterthur

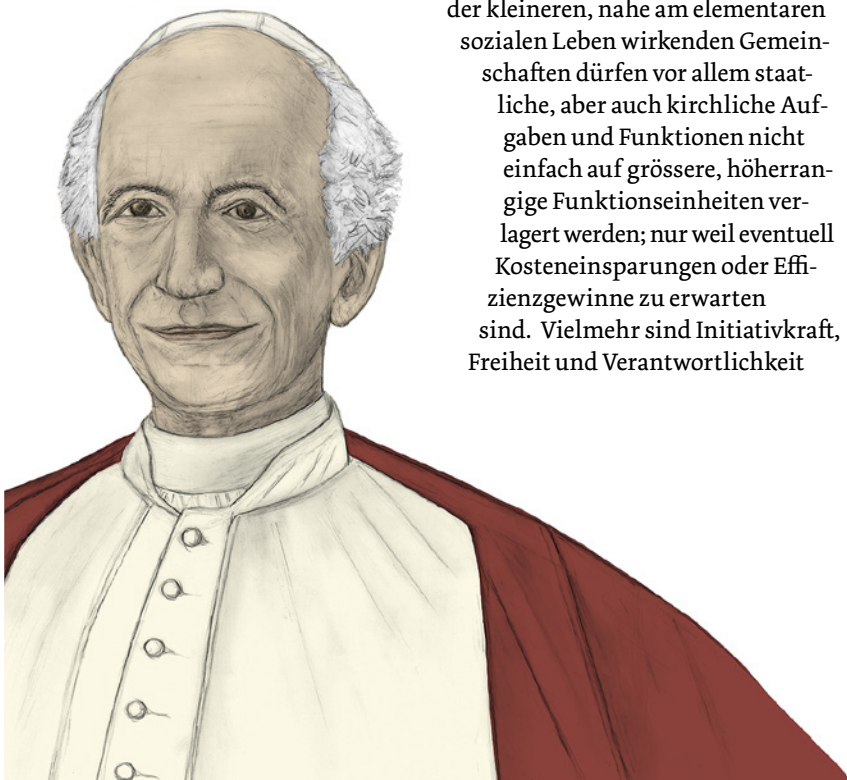
Das interessante Papst-Portrait aus theologischer Sicht wäre noch zu ergänzen durch den Hinweis auf Spuren im modernen Staatsrecht, die Leo XIII. mit seiner Enzyklika «Rerum Novarum» hinterliess. In diesem keinesfalls nur an Katholiken gerichteten Sendschreiben aus dem Jahr 1891 entfaltete er Schlüsselbegriffe, die auch heute noch in den öffentlichen Debatten zu vernehmen sind: Subsidiarität und Solidarität. Zum Schutz der kleineren, nahe am elementaren sozialen Leben wirkenden Gemeinschaften dürfen vor allem staatliche, aber auch kirchliche Aufgaben und Funktionen nicht einfach auf grössere, höherrangige Funktionseinheiten verlagert werden; nur weil eventuell Kosteneinsparungen oder Effizienzgewinne zu erwarten sind. Vielmehr sind Initiativkraft, Freiheit und Verantwortlichkeit

der kleineren für das gesellschaftliche Leben unverzichtbaren Lebenszellen in besonderer Weise zu unterstützen (lat. subsidium) und zu bewahren. Letztlich geht es also um den Schutz der menschlichen Würde.

Franz M. Wittmann, Zürich

Die katholische Soziallehre hat ab Leo XIII. das Subsidiaritätsprinzip aufrechterhalten: Als Maxime zum Verhältnis von staatlicher und privater Verantwortung gegenüber sozialen Verpflichtungen im Dienst des Volkes. Die Idee eines existenzsichernden Grundeinkommens wäre aus heutiger Sicht das Richtige und in keiner Weise eine sozialromantische Utopie. Den beiden Hilfswerken Heks und Caritas wurden jüngst finanzielle Beiträge vom Bund gestrichen. Das hat zur Folge, dass Kündigungen vorgenommen und Abstriche gemacht werden mussten bei sozialer Arbeit und Diakonie. Abgesehen davon, dass im kirchlichen Dienst durch Kirchenaustritte und fehlende Kirchensteuereinnahmen ein hochgradiger Personalmangel herrscht, und Löhne und qualifizierte Dienstleistungen nicht mehr gewährleistet werden können, muss nach Lösungen für die Zukunft gesucht werden: Wie man Seelsorger und Diakonen für ihren Beruf ein existenzsicherndes Grundeinkommen garantieren kann.

Mario Crola, Büttenhardt SH



Papst Leo XIII.
(1810–1903)

Nelio Biedermann, 22, Schriftsteller

Wie wird man Schriftsteller?

Allen gemeinsam ist, sehr viel zu lesen. Da kommt man nicht drum rum. Irgendwann wollte ich dann eigene Geschichten erzählen.

Ich habe Ihren Roman «Lázár» noch nicht gelesen. Warum sollte ich es tun?

Ganz unterschiedliche Leute haben ganz unterschiedliche Dinge darin entdeckt: das Historische, die Geschichte Ungarns, die menschlichen Verstrickungen. Ich selbst bin aber so nahe an dem Text dran, dass ich das schwer beantworten kann.

Mit 22 bekannt: Traum, Überraschung oder Horror?

Alles zusammen.

Gibt es jemanden, der oder die sagt: «Nelio, das habe ich schon immer gewusst»?

Meine Deutschlehrerin, die meine Maturarbeit betreut hat, sagte, sie sei sich sicher, dass sie irgendwann einmal ein gedrucktes Buch von mir in Händen halten wird. Sie hat daran geglaubt, noch bevor ich daran glauben konnte.

Wann ist man erwachsen?

Früher dachte ich mit 18, aber das stimmt überhaupt nicht. Ich fühle mich jetzt sicher erwachsener als noch vor einem Jahr, weil man



an den Aufgaben und Erwartungen wächst. Trotzdem fühle ich mich in vielen Situationen auch nicht erwachsen.

Wer sind Sie?

Ich glaube, ich bin – und war schon immer – ein sehr aufmerksamer Mensch. Ich habe diese Beobachtungsgabe, auf alles zu achten, was mich umgibt. Aber ich glaube, es ist sowieso falsch, zu sagen: So bin ich. Man entwickelt sich ja ständig weiter.

Am letzten Tag Ihres Lebens:

Was möchten Sie gemacht haben?

Nichts, was ich nicht jetzt schon gemacht habe. Die Beziehungen zu anderen Menschen sind mir wichtig, allgemein aufmerksam zu sein gegenüber «der Welt». Ich bin überzeugt, dass es nicht viel Aussergewöhnliches braucht.

Berlin, Paris, New York – zieht es Sie hinaus?

Ich werde jetzt gefragt, weil mein Verlag in Berlin ist. Berlin und Paris mag ich sehr, in New York war ich noch nie. Ich reise gern. Ich würde aber nicht unbedingt ganz weg wollen in der nächsten Zeit. Die Position am Rand passt zu mir, ich mag sie, ich fühle mich da wohler. Das hängt sicher mit dem Beobachtenden zusammen. (vej)

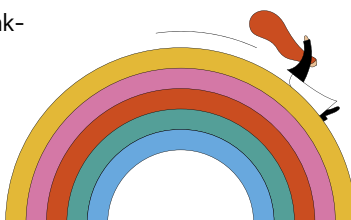
Kleines Glück

Zürich historisch und multimedial

Gratis ins Landesmuseum – das ist möglich bei der Dauerausstellung «Einfach Zürich». Der Töss entlang die einstigen Fabriken bewundern, durch die Zürcher Altstadt fahren, in die ungeahnten Tiefen des Hauptbahnhofs und zum Seegrund vorstossen – das alles bietet eine filmische Rauminstallation. Eine Pizzaschachtel verweist auf die italienische Einwanderung und ihre prägende Rolle für das moderne Zürich, ein prunkvolles Trinkgefäss erzählt von der Zunftrevolution im 14. Jahrhundert. Porträts von Huldrych Zwingli und Alfred Escher führen zurück in die Umbruchszeiten der Reformation und der Industrialisierung. Vom Modell einer Pfahlbauerhütte bis zur Bircher-

raffel beleuchtet die Schau Zürichs vielfältige Vergangenheit und reichert die zahlreichen historischen Objekte mit multimedialen Erlebnissen an. (bl)

Landesmuseum Zürich
Museumstrasse 2, 8021 Zürich



Das Gratisticket zur Ausstellung ist an der Kasse des Landesmuseums erhältlich.
Öffnungszeiten: Di–Mi sowie Fr–So
10.00–17.00 Uhr, Do 10.00–19.00 Uhr.

[www.landmuseum.ch/
einfach-zuerich](http://www.landmuseum.ch/einfach-zuerich)

Wieder offenherzig zu Jesus stehen

Heute schweigt man gern über den eigenen Glauben. Tobias Haberl, Kolumnist bei der Süddeutschen Zeitung, wagt eine Einladung, es anders zu tun.

Der katholischen Kirche in Europa geht es nicht gut, ehrlich gesagt: es geht ihr schlecht. Millionen treten aus, immer mehr winken ab, sobald ein Pfarrer oder Bischof auch nur den Mund aufmacht, viele wehren sich mit Händen und Füßen dagegen, der Kirche etwas Positives abzugewinnen.

Lässt sich das nachvollziehen? Aber ja! Die Kirche hat – Stichwort Missbrauchsskandal – viel Vertrauen eingebüsst, und zwar zurecht. Nicht nur hat sie gesündigt, sie hat auch zu wenig Reue gezeigt, zu wenig Busse getan und überhaupt miserabel kommuniziert. Die Folge: Viele denken beim Anblick eines Geistlichen ausschliesslich an einen «Kinderschänder», ohne sich vorstellen zu können, dass es sich um einen faszinierenden Menschen handelt, der – oft im Verborgenen – wertvolle Seelsorge betreibt. Dazu kommt, dass die Kirche oft nur noch als Verein wahrgenommen wird, der für Werte und Moral zuständig ist. Politische Fragen dominieren, das Evangelium tritt in den Hintergrund. Tatsächlich wird Kirche von vielen nur noch mit negativen Schlagworten in Verbindung gebracht, während ihre strahlende Seite, die Schönheit, der Trost, die Hoffnung, unter den Altartisch fallen. Dabei ist Jesus nicht am Kreuz gestorben, um uns zu netten Menschen zu machen. Er hat sich geopfert, um uns zu erlösen. Das ist ein Unterschied.

In dieser Situation können Menschen, die gerade keine Kleriker, ja vielleicht nicht einmal Theologen oder Religionslehrer sind, ungezwungener von der Schönheit des christlichen Glaubens erzählen. Unkontaminiert von Skandalen und dem zermürbenden Tagesgeschäft der Kirche, können sie glaubwürdiger daran erinnern, was es bedeutet, ein christliches Leben zu führen, nämlich: weg vom Ego, hin zu anderen Menschen, hin zu Gott. Die Kirche, das sind nicht ein paar ältere Herrschaften in Souta-



Tobias Haberl
hat sich 2023 im SZ
Magazin geoutet: als
Katholik. Sein Buch «Unter
Heiden» hat grosse
Resonanz ausgelöst.

nen im fernen Rom, die Kirche, das sind alle Getauften, 1,4 Milliarden Katholiken weltweit. Indem sie von Jesus erzählen, indem sie ihren Glauben nicht verstecken oder verstohlen praktizieren, indem sie andere einladen, Gott kennen zu lernen, können sie eine Brücke bilden zwischen einer verunsicherten Kirche und einer Gesellschaft, die sich nach Sinn, Halt und Orientierung sehnt. Es gibt Christen, die am Arbeitsplatz verschweigen, dass sie in die Messe gehen, um schiefen Blicken aus dem Weg zu gehen. Es gibt sogar Kirchenmitarbeiter, die, wenn sie nach ihrem Beruf gefragt werden, sagen, sie arbeiteten für eine wohlfahrtstaatliche Einrichtung. Das ist nicht nur feige, es widerspricht der Aufforderung Jesu, hinauszugehen und das Evangelium zu verkünden, was ja nichts anderes heisst als von seinem Leben, seinem Tod und seiner Auferstehung zu erzählen, um Hoffnung in die Welt zu tragen.

Dafür reichen oft Kleinigkeiten. Man kann sagen: «Ich komme später, weil ich noch was zu erledigen habe.» Oder aber: «Ich komme später, weil ich die Messe besuchen will.» In einer Zeit, in der viele nicht mehr auf dem Schirm haben, dass es so was wie gläubige Menschen überhaupt gibt, sollten Christen sich bemerkbar machen, nicht verbittert oder mit erhobenem Zeigefinger, sondern natürlich und freudvoll. Denn natürlich kann man versuchen, andere vom Glauben zu überzeugen, ansteckender aber ist es, wenn Menschen von selbst sehen, wie erfüllend ein Leben an der Seite von Jesus Christus ist.



Im Sternstunden-Gespräch mit dem Philosophen Wolfram Eilenberger spricht Tobias Haberl über sein Bekenntnis zum Christentum.

Unter Bäumen

Die Edelkastanie

Von Regula Amer
(Illustration und Text)

Castanea sativa

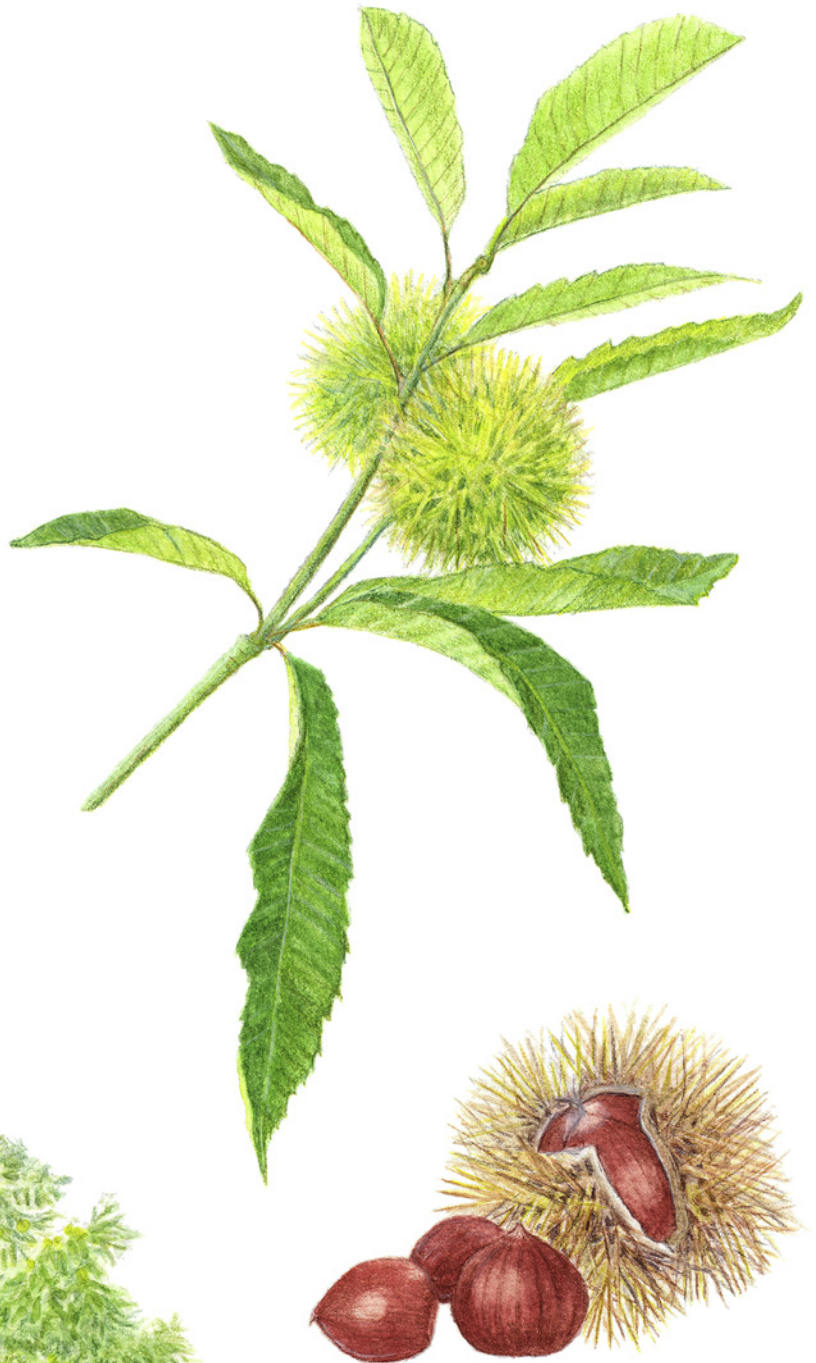
Höhe: 25–30m

Lebensdauer: bis zu 300 Jahre

Die Edelkastanie, auch Esskastanie genannt, ist eine einheimische Baumart in der Schweiz. Die Edelkastanie fällt mit ihrem prächtigen Wuchs auf. Die glänzenden Blätter mit den gezähnten Blatträndern können bis zu 25cm lang werden. Ihre späte Blüte im Mai/Juni lockt viele Insekten an. Edelkastanien werden fremdbestäubt, das heisst, es braucht mindestens eine weitere Edelkastanie am Pflanzort für eine gute Ernte. Die Früchte der Edelkastanie, Maroni, unterscheiden sich je nach Sorte in Geschmack, Grösse und Schälbarkeit.

Bei den Griechen wurde die Edelkastanie verehrt und Zeus geweiht. Sie steht für weise Voraussicht und Tröstung.

Bereits die Römer brachten die Edelkastanie über die Alpen in die Schweiz.



Zukunftsbaum

Die Edelkastanie eignet sich auch als Stadtbaum, da sie geringe Nährstoffansprüche hat und auch mit wenig Wasser zurechtkommt. In der Jugendphase wächst sie schnell und spendet so bereits früh kühlenden Schatten in der Stadt.

Im Herbst kann sie zum Treffpunkt werden, wenn die Menschen Maroni sammeln. Ihre Früchte können für verschiedene Zwecke verwendet werden, zum Beispiel geröstet, als Vermicelle oder als Suppe.

Gott entsteht zwischen Menschen

Ein Pfarrer, der behauptet, es gebe keinen Gott,
scheint ein Widerspruch in sich zu sein.
Doch Klaas Hendrikse spricht für viele.

Von Markus Zimmer (Text) und Agata Marszałek (Illustration)

Der junge Klaas brachte für seinen Vater, einen Tierarzt, die Rechnungen zu den Bauern. Über das, was er dort wahrnahm, wunderte er sich: Sie taten so, als gebe es Gott. Der Junge hatte nämlich von seinem Vater gelernt, dass Gott nicht existiere. Vater und Sohn waren überzeugte Atheisten. Klaas war dennoch fasziniert: Aus diesem merkwürdigen Glauben heraus nahmen die Menschen ihr Leben so an, wie es war. Armut und Bedürftigkeit, Erfolg und Misserfolg schienen nie selbstverständlich, «sondern als etwas von irgendwoher »Gegebenes», und es sah so aus, als wären ihnen damit auch Halt und Ermutigung mitgegeben, um hinzunehmen, was für sie bestimmt oder »verfügt« war».

Klaas studierte Ökonomie. Danach arbeitete er einige Jahre bei einem Kopierer- und Druckerhersteller, doch schon in dieser Zeit keimte sein Interesse an Gott wieder auf. Er begann Theologie zu studieren – nicht weil er plötzlich Pfarrer werden, sondern weil er herausfinden wollte, ob er selbst »an etwas glauben« könne. Glauben, so lehrt die Theologie, kann man etwas, an etwas oder jemandem. »Etwas glauben« bedeutet, etwas für wahr halten, was vorgegeben wird – zum Beispiel kirchliche Glaubenslehren. Diese Art zu glauben lehnte Hendrikse ab, denn für wahr gehaltene Lehrsätze haben für das Leben keine Bedeutung. Im Theologiestudium festigte sich seine atheistische Überzeugung: Gott ist kein Wesen, dem man Eigenschaften wie barmherzig, allmächtig oder ewig zuschreiben kann. Er ist keine Person, die man anbeten kann.

Klaas Hendrikse begriff, dass allerdings viel passiert, wenn man »jemandem glaubt«: Es entsteht eine Verbindung zwischen den beiden Menschen, die einander glauben, es bildet sich Vertrauen. Das war für Hendrikse die wichtigste theologische Erkenntnis: Wenn Menschen einander begegnen, kann dabei etwas entstehen, das über das Menschliche hinausgeht: »Eins plus eins ist manchmal mehr als zwei, und dieses Mehr könnte man vielleicht ganz vorsichtig Gott nennen.«

Jetzt konnte Hendrikse ausdrücken, was er selbst glaubte: nicht an einen Gott, eine Person, die ausserhalb von unserem Raum und durch alle Zeiten hindurch existiert, sondern an einen Gott, der sich ereignet: heute, hier, zwi-



«Ich glaube
nicht, dass es
Gott gibt;
ich glaube aber
an Gott.»

Klaas Hendrikse
(1.9.1947–26.6.2018)



schen Menschen. Gott ist für ihn nicht eine höhere Macht, ein «Etwas», an das die «Etwasisten» glauben – diese lehnen zwar den Gott ab, der in der Kirche verkündigt wird, aber sie stellen sich doch «etwas» vor, das Gott sehr nahekommt; und manchmal glauben sie auch nur an «etwas, das nach dem Tod kommt». Gott kann geschehen, formuliert Hendrikse vorsichtig: «Gott besteht nicht, er entsteht.» Und damit Gott entsteht, braucht es Menschen. Denn Gott geschieht in der Begegnung. Glauben entspricht dabei einer Haltung zu leben, miteinander umzugehen. Was da spürbar wird, nennt Hendrikse Gott. Gott glauben heisst zu erkennen, dass, «was wirklich von Belang ist in unserem Leben, nicht in unserer Macht liegt». Er konnte nun in Worte fassen, was ihn als Jugendlichen bei den Bauern so angesprochen hatte.

Hendrikse war in Südholland Pfarrer geworden. Er war in seinen südholländischen Gemeinden akzeptiert, auch weil er seine eigene Auffassung von Gott niemandem aufzwang. Diese machte er erst 2007 in einem Buch öffentlich. Es trägt den provokanten Titel: «Glauben an einen Gott, den es nicht gibt. Manifest eines atheistischen Pfarrers». Die Leitung der Niederländischen Evangelischen Kirche reagierte prompt: Sie strengte ein Amtsenthebungsverfahren an, das sich über mehrere Jahre hinzog. Während dieser Zeit pilgerten Neugierige von überallher zu den Gottesdiensten von Klaas Hendrikse. Sie wollten hören, was einer predigt, für den es Gott nicht gibt. Sie erlebten einen Gottesdienst, in dem Gott nicht angebetet wird. Stattdessen hörten sie, dass Jesus «kein auferstandener Versöhner, Erlöser oder Mittler» war, sondern ein Vorbild, ein Weisheitslehrer und so weiter; dass die Bibeltexte von Menschen erzählen, zwischen denen Gott entsteht; und dass Fürbitten nicht automatisch eine Änderung bewirken, aber sich allein durch das Aussprechen von Not und Unrecht Bewusstsein ändert.

Das Amtsenthebungsverfahren wurde schliesslich eingestellt: Diskussionen über Gottesverständnis und Gottesbild gehörten eben zum Wesen des Protestantismus. Doch warum blieb Hendrikse in der Kirche? Wie konnte er seine Glaubenshaltung mit dem Beruf des Pfarrers verbinden? Indem er sich innerhalb der Kirche dafür engagierte, dass sie Menschen das christliche Reservoir an Erzählungen, Ritualen und Bildern zugänglich macht. Denn darin finden sich alte Erfahrungen, die Menschen von heute helfen können, zu verstehen und zu benennen, was sie in ihrem Leben trägt. Und er entwirft eine Vision von einer Kirche, in der Platz ist für den Dialog, auch mit Juden, Buddhistinnen, «Etwasisten»; in der die Menschen mehr über ihre Glaubenshaltung sprechen statt über Dogmen. Die Kirche soll sein wie ein «Café-Restaurant», so schreibt er, in dem «jeder willkommen ist, der Verlangen nach geistiger Nahrung hat». Hendrikse weiss aus Erfahrung: Ins Café gehen die Leute gern.

Die Bücher von Klaas Hendrikse stehen in der Jesuitenbibliothek bereit.

Leserbriefe

Möchten Sie Ihre Meinung mit uns teilen?

Dann schreiben Sie uns!

Einfach per E-Mail an redaktion@forum-magazin.ch oder
per Post an Forum Magazin, Zeltweg 48, 8032 Zürich

Gewaltloser Widerstand

Ausgabe 10/2025

Ich habe mit Bestürzung Ihre Reportage gelesen, veröffentlicht in der Woche von Jom Kippur. Es ist eine Schande, gerade zu diesem Zeitpunkt – wenn das jüdische Volk sich in Besinnung und Versöhnung übt – eine so einseitige Darstellung gegen Israel zu bringen. Eine faire Berichterstattung müsste beide Seiten zeigen: die legitimen Ängste und Bestrebungen der Palästinenser und das historische, kulturelle und rechtliche Recht Israels auf Existenz und Sicherheit.

Marco Keller, Zürich

Danke für Ihren ausgezeichneten Beitrag zur Kolonialisierung der West Bank. Es ist mutig von einer konfessionellen Zeitschrift, politische Themen aufzugreifen. Aber es ist bitter nötig. Einfach einmal zeigen, was Machtausübung durch Waffengewalt, die Arroganz des Stärkeren für die einfache Zivilbevölkerung bedeuten. Krieg ist nun einfach immer die primitivste Form der Auseinandersetzung. Imperialismus der übelsten Sorte, ausgeübt von Machthabern im Osten (Putin) wie auch im Westen (Netanjahu, Trump). Ich schätze Ihre pointierten Beiträge zum Weltgeschehen.

Basilio Riesco, Kilchberg ZH

Herzlichen Dank und Gratulation zu diesem faktenreichen Bericht. Selten kann man dies in anderen Medien lesen. Der Bericht ist neutral und ohne ideologische Färbung geschrieben. Ich habe nicht gewusst, dass der Vatikan in der Region Land hat: ein sehr symbolischer Umstand.

Christoph Stalder, Zürich

Der Beitrag führt die Leserinnen und Leser konkret an einen schwierigen Konflikt heran, den der Staat Israel mit den im Land ansässigen palästinensischen Beduinen hat: mit Menschen, die kein eigenes fruchtbares Land besitzen und sich praktisch auf einem Wüstenhügel angesiedelt haben. Die Texte sind genau und die Fotos bringen ins Bild, wie schwierig der Alltag für sie wohl ist. Ich selbst habe als Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks einige Studienreisen nach Palästina/Israel organisiert und von diesem schwierigen Zusammenleben von Israelis und Palästinensern einiges mitbekommen. Vielen Dank also, dass das Forum in einer Zeit, wo das Zusammenleben dieser beiden Volksgruppen wieder viel zu reden gibt, eine solche Schnittstelle beleuchtet.

Toni Steiner, Zürich

Bei diesem Artikel handelt es sich um ein überaus wertvolles Zeitzeugnis. Der reich illustrierte Beitrag veranschaulicht eindrücklich die schwierige Lage, in der sich die palästinensischen Beduinen am Jabal al-Baba, dem sogenannten Papsthügel, im Westjordanland befinden. Solche Grundsatzartikel wünschte ich mir noch vermehrt im neu gestalteten Forum.

Peter Klauser, Küsnacht ZH

Auf die Balance kommt es an

Korrigendum zu Ausgabe 10/2025

Hildegard sei nie heiliggesprochen worden: Der Heiligsprechungsprozess von 1228 wurde formal nie mit einer feierlichen Erhebung Hildegards abgeschlossen. Benedikt XVI. erklärte sie aber 2012 per Dekret für heilig. Er begründete dies damit, dass Hildegard seit Jahrhunderten verehrt werde. Dies war Voraussetzung, Hildegard ebenfalls 2012 zur Kirchenlehrerin zu erheben. Damit entsprach er dem Wunsch des ehemaligen Kölner Kardinals Joseph Höffner an den damaligen Papst Johannes Paul II., Hildegard anlässlich ihres 900. Todestags zur Kirchenlehrerin zu erheben. Unter Johannes Paul II. blieb Hildegard von Bingen jedoch unberücksichtigt.

Markus Zimmer, Autor

Einladung zur Synode

11. Sitzung, 11. Amtsperiode, Römisch-katholische Synode des Kantons Zürich
Donnerstag, 4.12.2025, 8.15 Uhr, Rathaus, Zürich

Traktandenliste und weitere Informationen: zhkath.ch/synode
Die Sitzung ist öffentlich.





Spuren, aufgenommen von Christoph Wider | Spuren von Schmerz und grosser Trauer. Sammlung von historischen Grabsteinen, Grabschmuck, Skulpturen und Urnen im Keller des Alten Krematoriums Sihlfeld.

DAMIT ICH DAHIN KOMME, WO ICH HIN WILL:

→ ARBEIT → BASKETBALL → TANZEN → AN DEN SEE

ODER HIN MUSS:

SCHUHE KAUFEN

TIXI sucht freiwillige Fahrer:innen.
tixi.ch/fahrtteam

TIXI Fahrdienst für Menschen mit Behinderung



Dein Gymi am Schaffhauserplatz in Zürich

Alle Infos im Überblick

Kurzgymnasium

Jetzt Infoabende besuchen!

Musisches Profil
Profil Philosophie/Pädagogik/Psychologie
Profil Naturwissenschaften+ (Magna)

 **Gymnasium Unterstrass** unterstrass.edu

Mehr Freude im Leben: für Lebensqualität spenden

STIFTUNG BRUNEGG
HOMBRECHTIKON
WOHNHEIM
GÄRTNEREI
BLUMENLADEN



Stiftung BRUNEGG
Brunegg 3 | 8634 Hombrechtikon
www.stiftung-brunegg.ch
Post-Spendenkonto: 87-2430-9
IBAN CH18 0070 0113 9004 4943 9

Steuern Liegenschaften Erbschaften

DR. ITEN, DUDLI PARTNER Steuerberatung und Treuhand AG

044 308 25 50 | 8052 Zürich | www.idp-treuhand.ch

Biografiearbeit

MY STORY

mariabischoff-coaching



Ausstellung
MENSCH — SEELE — GEIST
Zum Gedenken an Max Rüedi
Ort: Bruder-Klaus-Kirche, Zürich
Alle Veranstaltungen um 19 Uhr
Führung – 9. November
Vortrag – 20. November
Der Mensch Max Rüedi
Anne Husi-Bächtold, Philosophin
Podium – 12. Dezember
Religion und Kunst: Verbündete oder Konkurrentinnen?
Röm.-kath. Pfarrei Bruder Klaus Zürich
Milchbuckstr. 73 · 8057 Zürich
info@bruderklauszuerich.ch
+41 43 244 74 44

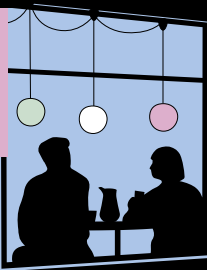
Solidara
ZÜRICH

Wir sind da. Für Menschen in Not. Mitten unter uns.

Mehr denn je: 54'500 Kontakte pro Jahr



Spendenkonto IBAN: CH72 0900 0000 8000 7182 5
-lichen Dank für Ihre Hilfe! solidara.ch



VON DER HOFFNUNG ERGRIFFEN
Adventseinkehrtage im Kloster Einsiedeln Sa 29. + So 30. Nov. 2025
Drei Vorträge und Predigt von Prof. Dr. Manuel Schlögl (Köln) zu «Von der Hoffnung ergriffen – Die Gotteserfahrung der heiligen Theresen von Lisieux und ihre Botschaft für heute» Keine Anmeldung, Kollekte.
Veranstalter: Freundeskreis Hans Urs von Balthasar.
Näheres auf www.balthasar-freundeskreis.ch oder bei Dr. Pius Kölbener (leitung@balthasar-freundeskreis.ch).

HÖRSPIELE UND MUSIK GLAUBE UND FAMILIE Mundart Streaming-Abo

250 Hörspiele in Schweizerdeutsch

3'000 Songs

300 Musikalben und Musicals

100 Lernlieder Fidimaa

90 Worshipalben für die Eltern

Mundart-Hörbibel

Eigene Playlists und Mood-Playlists

Grosse KidsTV-Videothek



Jan & Co.

3 Freunde

**PFERDEHOF
KLOSTERBERG**

Die Kaminski-Kids

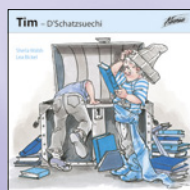
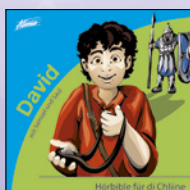
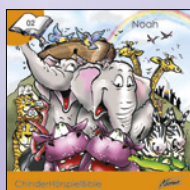
Mit diesem Abo erhalten Sie unbeschränkten Zugang für die ganze Familie zu allen Hörspielen, Musikproduktionen und KidsTV-Sendungen von Adonia.

Zum Abspielen benötigen Sie die App «Adonia-Player» (Android, iOS) oder einen Internetbrowser.



Jetzt für CHF 14.90 einen Monat testen

adonia.ch/streaming



und 600 weitere Alben für deine Kinder

HÖRSPIEL-ADVENTSKALENDER



Heute bestellen auf:
adoniashop.ch

De töönendi Adväntskaländer

Mit Hörspiel «S'perfekte Wiehnachtsgschänk»

Erlebe die Adventszeit in **24 Geschichten** mit dem Mädchen Juli. Eltern und ihre kleinen Prinzessinnen können die weihnachtliche Aufregung von Juli nachempfinden und werden ermutigt, ihre Herzen für das tieferliegende Geschenk in der Weihnachtsgeschichte zu öffnen. Ab 4 J.

Dieser Adventskalender enthält das komplette Hörspiel als Downloadcode. Du kannst die MP3-Dateien herunterladen oder das Hörspiel bequem in der Adonia-Player App anhören. Mit 24 M&M's.

E85156 | CHF 19.80 | 14 x 12 cm

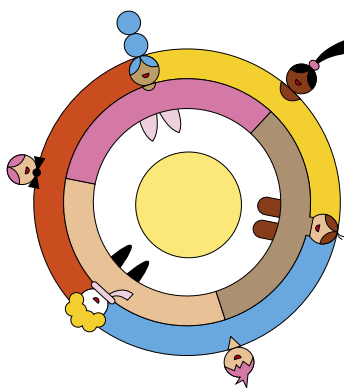
Glauben heute

Mystik ist das Abenteuer der Gottesnähe

Mystik – das klingt für viele geheimnisvoll, vielleicht sogar ein bisschen esoterisch. Doch eigentlich ist Mystik nichts Abgehobenes. Sie meint die unmittelbare Erfahrung von Gottesnähe – ein Geschehen, das Menschen seit Jahrhunderten bewegt.

Auch Thomas von Aquin, der wohl grösste Theologe des Mittelalters, erlebte eine solche mystische Tiefe. 1273, kurz vor Vollendung seines Werkes «Summa Theologica», hatte er eine überwältigende Gotteserfahrung während der Messe. Danach legte er den Stift nieder. Auf die Nachfrage seines Sekretärs, warum er nicht weiterschreibe, soll Thomas geantwortet haben: «Alles, was ich geschrieben habe, kommt mir vor wie Stroh im Vergleich zu dem, was ich geschaut habe.»

Die Summa blieb unvollendet. Nicht, weil Thomas zu schwach oder müde gewesen wäre, sondern weil er die Erfahrung Gottes als grösser empfand als jede noch so geniale Theologie. Selbst der rationalste Kopf kann in der Mystik an eine Grenze kommen, wo Sprache und Denken verstummen müssen. Im Kern geht es um eine Erfahrung, die tiefer reicht als



Gefühle oder Gedanken. Es ist das stille Ergriffensein, ein inneres Ankommen.

Das klingt atemberaubend, und ist zugleich normaler, als man denkt. Mystik ist nicht nur für Heilige im Kloster. Mystik heisst: das Abenteuer einzugehen, Gott mitten im Leben zu entdecken. Dieses Abenteuer spielt nicht in fernen Ländern, sondern im eigenen Herzen. Es ist ein Weg, auf den

man sich begibt. Es ist kein Weg der Weltflucht, kein abgehobener Sonderweg, sondern der Weg zu einer vertieften Wahrnehmung: im Gebet, in der Natur, in der Musik, manchmal sogar in der Hektik des Alltags. Mystik kann man nicht «machen». Aber man kann sich öffnen: für Momente der Stille, für das Staunen, für das einfache Gebet. Es ist ein Wachsein für das Wirken Gottes, für das, was grösser ist als wir – ein Gespür für die Tiefe des Lebens.

Der Theologe Karl Rahner sagte treffend:
«Der Christ der Zukunft wird ein Mystiker sein – oder er wird nicht mehr sein.»

Caroline Giovine
Theologin und Pfarreiseelsorgerin

Anno Domini

19. Jahrhundert: Säkularisation

Die französische Revolution leitet mit der Enteignung und Verstaatlichung der Kirchengüter ein Jahrhundert der Säkularisation ein. Nicht mehr nur in Frankreich, auch in anderen europäischen Ländern brechen die Staaten die Macht der katholischen Kirche. Sie säkularisieren kirchliches Eigentum und zwingen der Kirche staatliche Regeln auf, beispielsweise bei der Einsetzung von Bischöfen und der Anstellung von Pfarrern.

Das sorgt für Konflikte. In der Schweiz besonders heftig im Kanton Aargau, wo 1835 alle Klöster unter staatliche Verwaltung kommen, die Aufnahme von Novizen verboten und Klosterschulen aufgehoben werden. 1841 werden auf Be-



treiben des radikalen Katholiken August Keller gar sämtliche neun Klöster im Aargau aufgehoben. Darunter auch das Kloster Fahr. Den Klöstern wird vorgeworfen, dem gesellschaftlichen Fortschritt und dem liberalen Staat feindlich gesinnt zu sein. Die eidgenössische Tagsatzung befindet zwar, dieser Beschluss stehe im Widerspruch zur Verfassung von 1815. Und nach langem Gezerre beschliesst der aargauische Grosse Rat 1843

wenigstens die Wiederherstellung der vier Frauenklöster. Die Spannungen zwischen den Konfessionen werden dadurch jedoch nicht kleiner. Sie führen 1847 gar zum Krieg zwischen den Kantonen, zum Sonderbundskrieg. (bit)

Erstaunliche Lebenskraft

Mit 13 Jahren ist Désiré Bene als Bürgerkriegswaise aus Côte d'Ivoire geflohen. Heute ist er Sakristan in St. Peter und Paul Zürich.

Von Beatrix Ledergerber-Baumer (Text) und Christoph Wider (Foto)

«Während der Flucht durch die Wüste sah ich, dass kräftigere Leute als ich gestorben sind», erinnert er sich. «Auch auf dem Meer sind Menschen gestorben, aber ich überlebte. Ich war entmutigt und tieftaurig.» Doch da sieht er in einem Traum seine Mutter, «wie ein Engel in weissem Kleid», und sie sagt zu ihm: «Wenn du traurig bist oder in Schwierigkeiten: Bete, glaube an Gott!» Désiré antwortet im Traum: «Ich kann gar kein Gebet...», und sie: «Sag Gott, was du im Kopf und im Herzen hast.» So habe er seither immer gebetet. «Das gab mir eine grosse Kraft.» Mit dieser Kraft im Herzen landet er in Spanien, wo er auf Gurkenplantagen hart arbeitet, aber doch nicht genug zum Leben verdient. In dieser Zeit erfährt er, dass seine drei Schwestern entgegen seinen Befürchtungen noch leben. Er hat also noch Familie: «Das war eine riesige Freude!» Er übernimmt Verantwortung und sucht im Cybercafé nach einem Land, wo er eine Ausbildung machen kann, um die Schwestern finanziell zu unterstützen. Mit 17 Jahren kommt er in Genf an. Hier spricht man Französisch, was in seinem Land Amtssprache ist. Er führt zwei Interviews auf Französisch, nur um anschliessend zu erfahren, dass er dem Kanton Zürich zugeteilt ist. Nachdem er schon Spanisch gelernt hatte, muss er sich jetzt mit Deutsch abmühen.

«In Côte d'Ivoire war ich auf der Fussballschule», erzählt Désiré. «Ich träumte davon, Profi-Fussballer zu werden.» Doch er merkt bald, dass der Trainingsrückstand nach vier Jahren Flucht nicht aufzuholen ist. Er beginnt die zweijährige Lehre als Unterhaltungspraktiker EBA – in der Pfarrei St. Katharina Zürich-Affoltern. Als dort der Sakristan krank wird, darf er einspringen. «Das hat mir gut gefallen! Daher habe ich noch die Sakristanen-Ausbildung gemacht und bin nun in St. Peter und Paul fest angestellt.» Kirchenarbeit sei immer Teil seiner Familie gewesen. Der Vater engagierte sich freiwillig als Kirchenchorleiter, seine Mutter bereitete – ebenfalls ehrenamtlich – die Kinder auf die Erstkommunion vor. «Auf meiner Flucht hat mir niemand geholfen, nur Gott. Ich wollte gern eine Arbeit für ihn machen. Ich dachte, Priester werden kann ich nicht, aber als Sakristan kann ich arbeiten.» Inzwischen hat Désiré geheiratet und ist stolzer Papa eines kleinen Sohnes. Allerdings: Noch wohnen alle drei in einem Ein-Zimmer-Studio. «Ich hoffe, bald eine etwas grössere Wohnung zu finden. Wenn der Kleine nachts wach ist, sind wir alle wach», sagt er schmunzelnd.



Für die Kirche zu arbeiten, war in Désiré Benes Familie Tradition. Diese führt er nun in Zürich als Sakristan weiter.



Blickrichtung Süden: Alters- und Pflegezentrum Rosenthal (Mitte) – Fabrikgebäude der ehemaligen Weberei Keller AG (dahinter) – Strasse ins Grundtal (ganz rechts) – Bahnhof (rotes Gebäude, links). Kirchturmhöhe: unbekannt

360 Grad

Vom Kirchturm raus in die Welt: Ein Blick rund um die Pfarrei St. Margarethen in Wald.

Von Eva Meienberg (Text) und Manuela Matt (Foto)

Die Holztreppe windet sich im Innern des Kirchturms der Backsteinwand entlang nach oben. Wer genau hinsieht, entdeckt darauf handgeschriebene Namen und Daten. Sakristan Roland Rüegg zeigt die älteste Inschrift von 1954, dem Jahr als die Turmuhr installiert wurde. Wenn er mit den Erstkommunikanten jeweils den Turm besteige, dürften auch sie sich mit ihrem Namen verewigen. Vom Werk der besagten Turmuhr ist Rüegg begeistert, auch wenn sie alle zwei Wochen ein paar Sekunden vorgeht. Dann hält er das Pendel so lange fest, bis der Glockenschlag wieder im Einklang mit der Welt ist. Oben angekommen, sehen wir zunächst nichts. Dann schraubt Rüegg ein Blech ab und wir quetschen uns auf einen schmalen Vorsprung mit hüfthohem Gelände. «Passt auf!» ruft jemand vom Balkon gegenüber. Der freundliche Warner ist ehemaliger Kirchenpfleger, der jetzt im neu gebauten Alterszentrum direkt neben seiner Kirche wohnt. Dahinter steht eine ehemalige Weberei und erinnert an die einst blühende

Textilindustrie, die gänzlich verschwunden ist. Das Dorf im Talkessel ist zu einer Stadt und zum ruhigen Wohnort für Pendler und Ausflugsziel für erholungsbedürftige Städter geworden. An verschiedenen Orten sind weitere grosse Überbauungen geplant.

Ein Paraglider zieht ins Blickfeld – gestartet auf der nahen Scheidegg. Manche fliegen bis ins Bündnerland, weiss Rüegg. Nicht zu sehen, aber wichtig für Wald sei die Zürcher Höhenklinik, die neben zahlreichen Gesundheitsinstitutionen im Ort wichtige Arbeitgeberin ist. Die schnurgerade Bahnhofstrasse führt zur reformierten Kirche. Gemeinsam mit der Chrischona-Gemeinde, der Evangelisch-Methodistischen und der katholischen Kirche feiern sie regelmässig Gottesdienst.



QR-Code scannen – und einen Drohnen-Rundflug erleben.

Unsere Sprache: Polnisch

Margrit Milczuk
Seelsorgerin und Sekretärin, Polenmission

Wie zeigt sich die Polenmission heute?

Unser Profil hat sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Früher waren ältere, traditionell katholische Polinnen und Polen bei uns. Heute sind es junge Familien, meist arbeiten sie in der IT-Branche oder als Bankangestellte. Manche kommen mit einem sehr klerikalen Bild der Kirche in die Schweiz. Hier treffen sie einen dynamischen Pfarrer und eine Frau als Seelsorgerin, die offen sind und die Lebenssituation der Menschen ernst nehmen. Sie können wählen, mit wem sie sprechen wollen. Das kennen sie aus Polen nicht. Darüber sind Sie sehr froh und blühen richtig auf. Sie freuen sich, dass ihre Kinder in der Mission eine religiöse Heimat und die polnische Kultur erleben.

Was ist die grösste Herausforderung?

Das duale System der Kirche Schweiz ist für sie fast nicht zu verstehen. Sie hören auf der

politischen Gemeinde, die Kirchensteuer sei freiwillig. Sie sind sich nicht bewusst, dass sie aus der Kirche austreten, wenn sie es ankreuzen. Wir machen jedes Jahr eine Information zu diesem Thema und erklären es persönlich. Es ist ein sehr gutes System, wenn man es mal verstanden hat!

Sind sie schon lange hier engagiert?

Ich kam 2011 als 100% freiwillig, später mit 20% auf dem Sekretariat Tätige. In Polen habe ich Theologie studiert, aber als Frau durfte ich nur Religionslehrerin sein. Heute arbeite ich zu 60% als Seelsorgerin und 40% als Sekretärin. Die Arbeit mit dieser lebendigen Gemeinschaft macht mir grosse Freude. (bl)



QR-Code scannen – und mehr über die anderssprachigen Missionen erfahren.

Bruno Willi, Leiter HIV-Aidsseelsorge «Sie glaubten an mich – den Rebell»

Als ich 16 war, starb ein Nachbar an Aids. Seither ist dieses Thema in meinem Herzen. Heute gibt es gute Medikamente gegen HIV. Bis 2018 hatten sie so starke Nebenwirkungen, dass man sie erst nach Ausbruch der Krankheit bekam. Heute sofort nach der Diagnose, Betroffene sind damit nicht mehr ansteckend. Das Problem: diese Kenntnis haben 64 Prozent der Bevölkerung nicht. Und von jenen, die es wissen, glaubt es die Hälfte nicht. HIV/Aids ist immer noch mit Scham und Angst behaftet

und wird negativ konnotiert. Deshalb fällt es Betroffenen so schwer, sich zu outen. Als Bauernbub musste ich auf dem Hof arbeiten und hatte keine Zeit für Hausaufgaben, entsprechend schlechte Noten. Die versprochene Lehrstelle wurde im letzten Moment abgesagt. Der Berufsberater schlug das Gymnasium vor. Mein Sek-Lehrer fand, ich sei zu rebellisch. Das war für das katholische Gymi St. Clemens



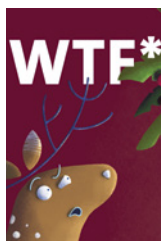
gerade ein Grund, mich aufzunehmen. Mir gefiel es dort super. Ich studierte Religionslehrer, später Theologie und Sozialarbeit. Mein erstes Praktikum war in der kirchlichen Gassenarbeit. Wir gaben Kondome an Drogenabhängige ab und arbeiteten in der Prävention. Als ich vor 18 Jahren als HIV-Aidsseelsorger begann, war mir das Thema total vertraut. Heute entwickeln wir uns weiter in Richtung Seelsorge für vulnerable queere Menschen, sind aber weiterhin für HIV/Aids-Betroffene da, denn ihre

Krankheit ist immer noch hochtabuisiert. Seelsorge ist vor allem zuhören und die Menschen frei erzählen lassen, ohne Bewertung. So finden sie in ihrem Inneren neue Kraft für ihren nächsten Schritt. Beruflich arbeite ich hoch flexibel und kreativ, jeder Tag, jeder Mensch ist anders. Zur Erholung bin ich in meinem Haushalt sehr ordentlich und strukturiert, habe feste Morgen- und Abendrituale.

Tipps der Redaktion Adventskalender



Postkarten-Abreisskalender für Jugendliche



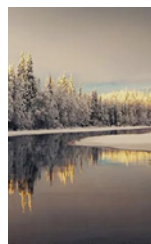
Es gibt diese Momente, die uns mit offenem Mund stauen lassen. Ungläubig schütteln wir den Kopf. Fassungslos stehen wir da. Was war das gerade? Was soll das? Was geht hier ab? «WTF*!» würden wohl heutige Junge sagen. WTF* ist auch der

Titel des Postkarten-Adventskalenders vom Verband katholischer Pfadi VKP. Denn so, in etwa, mögen auch die Hirten damals gedacht haben, als ein Engel zu ihnen trat. «Fürchtet euch nicht! Heute ist euch der Retter geboren.» Die Hirten fassten Vertrauen und machten sich auf, um das Wunder mit eigenen Augen zu bestaunen. Der originelle Adventskalender, farbig und frech gestaltet, lädt ein, auch heute noch die kleinen und grossen Wunder wahrzunehmen. Das Begleitheft mit Impulsen für Katechese, Jugendarbeit und Familie zu einer aktiv gestalteten Adventszeit kann auf der Website des VKP heruntergeladen werden. (bl)

—«WTF* Der Adventskalender für Jugendliche»
Verband katholischer Pfadi,
Bestellen: 041 266 05 00, www.vkp.ch

Kalender

«Der andere Advent»



Haben Sie schon einmal einen Gedanken an die Spinne in der Küchenecke verschwendet, die sich über den weggelegten Staub grämt? Horst Evers hat darüber nachgedacht und erzählt in seinem Kalenderbeitrag von seinem Glück, als die

Spinne wieder zu weben angefangen hat, weil er ihr ein bisschen Staub zurückgegeben hatte. Der Kalender «Der andere Advent» bietet vom 1. Dezember bis zum Dreikönigstag Impulse und lenkt in der hektischen Vorweihnachtszeit den Blick auf Wesentliches, Erhellendes oder einfach Herzerwärmendes, das auf den Urgrund des Advents hinweist. Wie etwa auf die Losung des Königs Salomo: «Gib mir ein hörendes Herz». Hand auf Ihr Herz! Wann haben Sie das letzte Mal über diesen Satz nachgedacht? (eme)

—«Der andere Advent» und
«Der andere Advent für Kinder»
info@tecumkiosk.ch
www.vereintecum.ch

Die Weihnachtsgeschichte Tag für Tag vorlesen



Nutzen Sie die Adventstage, um Ihren Kindern die Weihnachtsgeschichte zu erzählen. «Die Weihnachtsgeschichte» nach Lukas oder die Mundartversion übersetzt von Regina Kuster Reich bieten eine gute Vorlage dazu. Dieses Jahr können

Sie die Krippenfiguren schon etwas eher vom Estrich holen und von den Kindern aufstellen lassen, wenn sie in der Geschichte zum ersten Mal vorkommen: Maria, Josef, die Hirten, Ochs und Esel, die Könige, Engel, die Schafe ... und pünktlich an Heiligabend gesellt sich dann auch das Jesuskind zur erwartungsvollen Gruppe. (eme)

—«D'Wiehnachtsgschicht» oder
«Die Weihnachtsgeschichte»
für Kinder ab 4 Jahren, NordSüd Verlag
ISBN: 978-3-314-10705-4

Kino unter Leuten

Unsere gemeinsame Stille

Foto: Agora Films



«Sorda» von Eva Libertad / Spanien 2025 / Míriam Garlo, Álvaro Cervantes, Elena Irureta, Joaquín Notario / ab 6. November im Kino

Ángela und Héctor leben in der Bubble eines jungen Paares, das sein erstes Kind erwartet. Ihre Zweisamkeit scheint sogar besonders innig, weil sie so leise und behutsam ist. Das hat seinen Grund: Die Beiden verständigen sich in Gebärdensprache, weil Ángela gehörlos ist. Und wenn nötig übersetzt Héctor für Ángela. Sie ist für ihn das Zentrum ihrer kleinen Welt und er für sie.

Erst im Verlauf der Schwangerschaft wird ihnen bewusst, dass ihr Kind hörend oder gehörlos zur Welt kommen kann. 50:50 stehen die Chancen, sagt die Ärztin. Und allmählich realisieren Ángela und Héctor, dass ihr Kind in die eine oder in die andere Sphäre geboren wird.

Eva Libertad erzählt mit ihrer gehörlosen Schwester Míriam Garlo in der Hauptrolle eine ganz leise, sehr persönliche Geschichte, die aufgesetztes Gefühlskino bewusst vermeidet. Es ist deshalb nur konsequent, dass «Sorda» auf Filmmusik verzichtet.

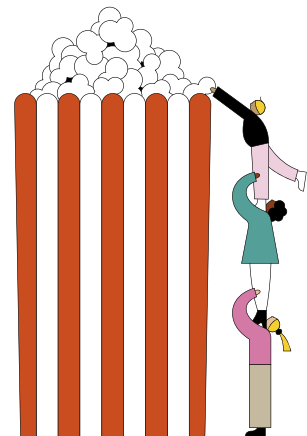
Dieses Beziehungs-drama kommt ohne Standards wie fatale Missverständnisse, sich bekämpfende Egos oder triumphale Versöhnung aus. Ángela, ihre Eltern, Héctor, die gemeinsamen Freunde – ob gehörlos oder hörend – alle wollen sie es gut machen. Und niemand macht es falsch, höchstens etwas ungeschickt. Ángela und Héctor müssen sich mit einer zerrissenen Welt auseinandersetzen, die niemandes Schuld ist.

Die stille Sensibilität und Leichtigkeit von «Sorda» ist das Geschenk dieses Films. Er ist anrüh-

rend intim und wahrt gleichzeitig respektvoll die Intimsphäre aller Figuren. Er zwingt uns die Empathie nicht auf, sondern lädt uns dazu ein. Wie entscheidend es ist, dafür jede effektvolle Dramatik zu vermeiden, zeigt sich im letzten Drittel von «Sorda». Formal überraschend und herausfordernd, wird nun die Universalität der Erzählung sogar körperlich spürbar. Es geht um jene Fragen, die sich allen Menschen und allen Beziehungen stellen: Sind wir fähig, unsere Sphäre mit anderen Sphären zu verbinden? Und kriegen wir das Kunststück hin, selbst in der engsten Verbindung unsere eigene Sphäre zu bewahren?

Thomas Binotto

**Du willst am
11. November mit uns
zusammen «Sorda»
sehen? – Unsere
Website und unsere
Signal-Gruppe
informieren dich
über Ort und Zeit.**



«Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Kinder Gottes genannt werden»

Jesus in seiner Bergpredigt, Lesung an Allerheiligen